

Zeitschrift:	Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber:	Verein für Bündner Kulturforschung
Band:	- (1958)
Heft:	10-11
Artikel:	Eine Episode aus meinen Erlebnissen in Russland : 1914 unter Spionageverdacht in Petersburg im Gefängnis
Autor:	Balzer, Peter / Michel, Janett
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-397835

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNER MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT
FÜR BÜNDNERISCHE GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON DR. RUD. O. TÖNJACHEN



Eine Episode aus meinen Erlebnissen in Rußland:
1914 unter Spionageverdacht
in Petersburg im Gefängnis
Von Peter Balzer †
(Herausgegeben von Dr. Janett Michel, Chur)

Peter Balzer (1868–1950)

Vorbemerkung: Peter Balzer wurde am 30. August 1868 in Chur geboren; er besuchte hier die Handelsabteilung der Kantonsschule und bildete sich anschließend in einer Banklehre weiter. 1889 wanderte er nach Rußland aus, wo er sich kaufmännisch betätigte und dabei bis nach Sibirien gelangte. Von 1891 an war er in Moskau, Petersburg, Wilna und Charkow tätig, vorerst als Bankangestellter, dann in raschem Aufstieg als Bankinspektor und Bankdirektor. Die Revolution der Bolschewisten im November 1917 zerbrach auch seine Existenz wie die so vieler anderer Ausländer; er verlor sein ganzes Vermögen und mußte sich 1921 mit seiner Familie in die Schweiz flüchten, um hier in der Heimat mit 53 Jahren von vorne anzufangen. Die Graubündner Kantonalbank wußte seine bewährte Tüchtigkeit zu schätzen; in ihren Diensten arbeitete er, seine reiche Berufs- und Lebenserfahrung nutzend, unermüdlich und erfolgreich bis 1940. Nach einem bewegten Leben war ihm im Ruhestande noch ein zehnjähriges Otium vergönnt, getreulich umsorgt von seiner nun hochbetagten Frau und seiner Tochter Maria; am 8. November 1950 ist er heimgegangen.

Peter Balzer hat umfangliche Aufzeichnungen hinterlassen über die umwälzenden Ereignisse, die er in revolutionärer Zeit im zaristischen und bolschewistischen Rußland miterlebte. Vorläufig sei diese leidvolle Episode aus der Zeit um 1914 einer geneigten Leserschaft vorgelegt.

Wir danken seiner verehrten Gattin, Witfrau Ottilie Bogdanowna Balzer-Spieß wie auch seiner Tochter, Fräulein Maria Balzer, beide Lüribadstraße 50, Chur, bestens für die freundliche Überlassung des aufschlußreichen Manuskriptes (mit Cliché).

Chur, im Oktober 1958

Der Herausgeber: Dr. J. Michel

Es war bei der Stadtbevölkerung in Rußland üblich, die Sommermonate bis Ende August auf dem Lande zu verbringen. Das gilt sowohl von den Reichen, die nach Belieben auch in den Kaukasus, an die Ostsee oder ins Ausland reisen konnten, als auch vom Mittelstand. Aber auch manche weniger gut situierte Familien, welche nicht durch Mietkontrakte gebunden waren, gaben, sobald es anfing warm zu werden, ihre Stadtwohnung auf und zogen aufs Land. Sie fingen dabei zwei Fliegen auf einen Schlag, kamen billiger weg und genossen die Landluft.

Im Umkreis der Städte, in kleinern und größern Entfernungen von den Bahnstationen, waren Sommerkolonien entstanden. Der Billigkeit nachgehend, richtete sich der Zug der Städter mit der Zeit auch nach den nicht zu abgelegenen Dörfern. Die Bauern traten ihnen für verhältnismäßig wenig Geld ihre Isba's ab und zogen selbst mit ihren Familien in Stall und Scheune; sie fanden dabei willkommenen Absatz für Milch, Eier, Butter und Geflügel.

Die Männer fuhren des Morgens zur Arbeit nach der Stadt und kehrten abends, oft paketbeladen, heim.

Wir hatten 1914 Kuokkala in Finnland als Sommeraufenthalt gewählt. Kuokkala liegt am finnischen Meerbusen und war in etwa 1½ Stunden Bahnfahrt von Petersburg zu erreichen.

Unser Haushalt bestand aus meiner Frau, mir, unsfern 13-, 5- und 4jährigen Töchterchen mit ihrer russischen Bonne, einer braven, zuverlässigen Person gesetzten Alters, und einer jungen, leichtsinnigen, unordentlichen, aber durch ihre Anhänglichkeit immer wieder mit sich versöhnenden Magd, einer Weißrussin.

Meine Frau war seit längerer Zeit krank, und da sie bei Petersburger und Moskauer Ärzten keine Besserung fand, genötigt, Heilung im Ausland zu suchen. Ihre Mutter, Frau Spielß, mußte eines Herzleidens wegen ebenfalls zur Kur ins Ausland, und so einigten sie sich, zusammen zu reisen.

Am 4. VI. a. St.* trafen sie sich in Petersburg, und am Nachmittag gleichen Tages begleitete ich sie zum Warschauer Bahnhof. Ich hatte gerade Ferien, und so ward mir vorübergehend die Aufsicht im Haushalt und Diktat mit der ältesten Tochter übertragen. Ich hatte davon

a. St. = alten Stils (d. h. nach dem Julianischen Kalender).

und von den Reibereien zwischen den Dienstboten bald genug und war herzlich froh, daß Adele, eine Tante meiner Frau, aus Moskau auf Besuch kam und mir all dies abnahm.

Als im Juni 1914 der österreichische Thronfolger in Serajewo ermordet wurde, war in meiner russischen Zeitung kein Wort der Entrüstung oder auch nur des Bedauerns zu lesen. Die Greueltat wurde als begreiflicher Akt berechtigter Notwehr gegen den angeblichen Feind des Slaventums hingestellt. War man die gehässige, verächtliche Garringschätzung, welche die russische Presse allem entgegenbrachte, was österreichisch, auch gewohnt, so mußte diese Herzlosigkeit doch befremden. Sie entspricht nicht dem russischen Wesen. Der nicht verbildete Russe ist Gefühlsmensch, weder gehässig noch überheblich, sondern gutmütig und bescheiden.

Über die politische Situation informierte die russische Presse dahin: Deutschland habe sich seit 1871 auf den Krieg vorbereitet, erachte die Umstände für gegeben und den Zeitpunkt für gekommen, gegen das unvorbereitete Frankreich und dessen Bundesgenossen Rußland loszuschlagen. Die Stimmung in Petersburg war äußerst gespannt, an der Börse Panik.

Eines Tages saßen wir, vier Kollegen von der Bank, die Franzosen Pavot, Lemarquis, de la Croix und ich im Café «Empire» und orakelten, was die nächsten Tage oder Stunden bringen würden.. Die Ruhe, mit welcher sie der Entwicklung der Dinge entgegensehen und ihre feste Entschlossenheit, auf den ersten Ruf zur Armee abzureisen, impunierte mir.

Pavot, ein lebenslustiger junger Mann, machte die Bemerkung: «Nichts zu machen, jeder muß bereit sein, sein Leben einzusetzen; zu bedauern sind jene, die schon zu Anfang des Krieges fallen und so nicht wissen, ob ihr Opfer einen Zweck hatte.» Alle drei sind eingerückt. Pavot fiel schon am ersten Tag, wo er im Schützengraben war. Ein Kopfschuß streckte ihn tot nieder. Lemarquis hat ein Explosivgeschoß das linke Handgelenk zerschmettert; de la Croix ist verschollen.

Meiner Frau war nach Behandlung in einem Basler Sanatorium eine Nachkur in Gießbach am Brienzersee verordnet worden. Ihre Mutter war ihr aus Deutschland dahin nachgereist. Der Zeitpunkt für ihre Heimreise rückte heran. Damit sie bei den drohenden Zeiten unterwegs nicht etwa zu kurz kommen sollten, wollte ich ihnen noch etwas

Geld überweisen. 100 Fr. kosteten damals schon 42 Rubel. Bei der Post, die noch nicht dazu gekommen war, den bisherigen festen Kurs aufzuheben, bekam ich sie noch zu 37.50 Rubel. Am selben Abend schrieb ich meiner Frau, berichtete über die Stimmung in Petersburg, schimpfte weidlich auf die Deutschen und schloß damit, ich glaube an keinen Krieg.

Am 18. VII. a. St., als ich morgens wie gewohnt nach Petersburg fuhr, hörte ich im Zug, vom folgenden Tag an werde der Personenverkehr zwischen Rußland und Finnland so gut wie eingestellt. Nur ein Zug werde noch kursieren und der fahre morgens von Petersburg ab und komme abends dort wieder an.

Maueranschläge in der Stadt enthielten den Mobilisationsbefehl für den Petersburger Militärbezirk. In der Bank verabschiedeten sich die als Reservisten einberufenen Kollegen.

Es hatte viel Zureden gebraucht, meine Frau, die von Sehnsucht nach den Kindern und Unruhe verzehrt wurde, bis dahin in Gießbach zurückzuhalten. Nun schien es mir selbst aber höchste Zeit, daß sie sich auf den Weg mache. Ich telegraphierte: «Heimkehret sofort. Habe 16ten Fr. 700.— per Post überwiesen. Empfang nicht abwarten. Hinterlasset Postauftrag Überwiesenes an Eggspühler auszuzahlen. Entlehnt nötige Summe bei Eggspühler. Nicht vergessen Pässe visieren.»

Im Verlaufe des Tages erzählte ich Lemarquis von dem Telegramm. Er meinte: «Das haben Sie schlecht gemacht. Bedenken Sie doch die Schwierigkeiten für zwei alleinstehende, dazu kranke Frauen, durch Deutschland und Rußland zu reisen, jetzt wo es jeden Augenblick losgehen kann. Nirgends wären sie gegenwärtig so sicher wie in der Schweiz.» Er mochte recht haben. Ich schickte ein zweites Telegramm: «Reise beschwerlich, wahrscheinlich unmöglich. Rate und bitte Schweiz bleiben bis auf weiteres. Wir alle gesund.»

Gegen Abend fuhr ich nach Kuokkala, meine persönlichen Effekten abzuholen; denn wenn die passenden Morgen- und Abendzüge wirklich ausfielen, dann konnte ich nicht mehr aufs Land kommen. Es hatte sich das Gerücht herumgesprochen, im Kriegsfall sei bestimmt mit einem deutschen Seeangriff zu rechnen, der Strand werde in Voraussicht der kriegerischen Operationen geräumt und der sich längs desselben hinziehende Wald niedergelegt. Die Tante meinte, sie könne die Verantwortung nicht auf sich nehmen, ohne mich, allein mit

den Kindern, hier zu bleiben. So beschlossen wir, den Landaufenthalt abzubrechen und baldmöglichst in die Stadt zurückzukehren. In Petersburg begegnete ich diese Nacht Scharen von Volk, die patriotische Lieder singend durch die Straßen zogen zur französischen, serbischen und englischen Gesandtschaft und dort demonstrierten.

Am folgenden Nachmittag gab es wieder einen Zug. Ich benützte ihn, um den morgigen Sonntag, den 19., mit den Meinigen zu verbringen. Am frühen Morgen ging ich zur Bahnstation mich erkundigen, was die Nacht Neues gebracht hatte. Die Station lag noch in tiefem Schlaf, kein Mensch war zu sehen. Da näherte sich aus der Richtung von Petersburg ein Zug; er fuhr vorüber ohne anzuhalten, und seine Fenster waren verschlossen und verhängt. Endlich treffen die ersten Zeitungen aus Petersburg ein. Die Würfel sind gefallen, der Krieg ist erklärt. Jener geheimnisvolle Zug brachte die deutsche Botschaft außer Landes.

Auf drei Uhr nachmittags war ein Zug nach Petersburg angesagt. Als ich zur Bahnstation kam, war der geräumige Platz mit aufgeregteten Menschen, Bündeln und Hausrat aller Art angefüllt. Es sah aus wie auf einer Brandstätte. Panik hatte die Sommerfrischler erfaßt. Es hätte kaum viel anders sein können, wenn die Deutschen schon in Wiborg gelandet wären. Stunde um Stunde verfloss. Vom Zug nichts zu sehen. Das Gedränge immer größer und die Aussicht wegzukommen geringer, währenddem aus Petersburg kommend ein Zug nach dem andern in kurzen Zwischenräumen die Station passiert. Ich nehme mir vor: «Kommt noch einer, dann fahre ich mit ihm dem unsrigen bis zur nächsten Haltestelle, Kanerwo, entgegen. Wenn wir uns nicht unterwegs kreuzen, habe ich von dort mehr Chance.» In Kanerwo war vom Herannahen des Zuges nichts zu merken. «Riskiere ich es, weiter bis Terijokki zu fahren?» Wir waren noch nicht weit weg, da sah ich Leute auf die Haltestelle Kanerwo zueilen. «So», dachte ich mir, «muß das Luder gerade jetzt kommen», sprang ab, lief zurück und erreichte noch den Zug.

Die Demonstrationen in der Stadt führten zu groben Ausschreitungen. So wurde die deutsche Gesandtschaft und das Café Reiter, an der Ecke Newsky und Sadowaja, verwüstet.

Am Morgen ging ich in unsere Gesandtschaft mich erkundigen, wie es mit unserer Mobilisation stehe, ob ich einzurücken habe und erhielt

den Bescheid: «Sie gehören zum III. Aufgebot, die marschieren nicht mehr.»

Der Postverkehr mit dem Ausland war eingestellt. Auf meine Frage, ob es nicht möglich wäre, Briefe durch unsere Gesandtschaft zu befördern, antwortete mir der Kanzler, Herr Furrer, die Gesandtschaft halte keine eigenen Kuriere; mitunter biete sich aber Gelegenheit, Briefschaften durch befreundete Gesandtschaften, wie z. B. durch die schwedische, abzuschicken. Ich könne ihm meine Briefe unverschlossen, mit einem Begleitschreiben, zustellen, und er werde sie bei nächster Gelegenheit abfertigen.

Von den Unsrigen waren wir ohne jegliche Nachricht. Ich befürchtete, mein zweites Telegramm sei zu spät gekommen, sie seien auf das erstere hin aus der Schweiz aufgebrochen und in Deutschland stecken geblieben. Die russischen Zeitungen berichteten, daß die Deutschen mit den russischen Staatsangehörigen, die in Deutschland von den Ereignissen überrascht worden waren, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht brutal verführten, sie mißhandelten und zu schweren öffentlichen Arbeiten zwängen.

Frau Spieß war Russin, somit von derselben Behandlung bedroht. Die Berichte über ihre Gesundheit hatten die ganze Zeit über nicht günstig gelautet. Meine Frau hatte sogar geschrieben, sie befürchte, ihre Mutter nicht lebend nach Hause zu bringen. Die Sorgen, welche jetzt vor Frau Spieß erstanden, mit ihren Aufregungen, mußten bei ihrem Zustand schlimme Folgen haben. Ihre beiden Söhne standen im dienstpflchtigen Alter, der ältere war Reserveoffizier der Artillerie. Ihre zweite Tochter war in Moskau mit einem militärpflchtigen Reichsdeutschen verheiratet. Aber auch berufliche Sorgen mußten sie bedrücken. Sie war Besitzerin und Leiterin eines der größten privaten Moskauer Mädchengymnasien mit Internat, dem alle Rechte der Schulen des Ministeriums für Volksaufklärung zuerkannt waren, das heißt die Lehrer bekamen Orden, Titel und Pensionen, die Schülerinnen die Vorrechte, welche die Absolventen der staatlichen Mädchen-gymnasien genossen. Der Beginn des neuen Schuljahres stand unmittelbar bevor, und sie, die Seele des ganzen Betriebes, hatte nicht die Möglichkeit heimzukommen. Man mußte Frau Spieß kennen, um zu verstehen, wie schwer sie darunter litt. Ich hielt es für wahrscheinlich, daß ihr krankes Herz den Aufregungen nicht standgehalten hatte und

meine Frau, untröstlich über den Verlust ihrer Mutter, ernstlich erkrankt sei und nun irgendwo liege.

Auf meine Bitte frug die Gesandtschaft telegraphisch in Gießbach nach, bekam aber keine Antwort. Das machte selbst Herrn Furrer stutzig. Er sagte, es sei immerhin sonderbar, über alle Personen, deretwegen die Gesandtschaft bis jetzt angefragt habe, sei Auskunft eingegangen, nur über die Unsrigen könne sie nichts erfahren.

Am 22. kehrten wir nach Petersburg zurück. Da auf einen Transport unserer Sachen mit der finnischen Bahn nicht bestimmt zu rechnen war, hatte ich Fuhrleute engagiert, die sie unter meiner Begleitung nach dem stundenweit entfernten Sestrorietzk brachten, von wo ich sie mit der Lokalbahn weiter spidierte.

Bis spät in die Nacht schrieb ich Briefe an Freunde und Bekannte in der Schweiz, sie bittend, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um ausfindig zu machen, was aus den Unsrigen geworden, wo sie sich befanden und für sie zu sorgen, bis es ihnen möglich werde, nach Rußland zurückzukehren. Diese Briefe beabsichtigte ich, am nächsten Morgen der Gesandtschaft zu überbringen.

Auf dem Wege dahin las ich im Tram die Zeitungsnotiz: «Heute reist die österreichische Gesandtschaft ab.» – «Halt», dachte ich mir, «das ist ein Fingerzeig. Anstatt unserer Gesandtschaft bringe ich die Briefe der österreichischen. Der deutschen hat man zur Ausreise einen Extrazug gegeben. Mit der österreichischen wird es nicht anders sein. Auf diese Weise kommen die Briefe am sichersten und schnellsten an.» Wir waren bekannt mit dem Sekretär der österreichischen Gesandtschaft. Ihm wollte ich die Briefe mitgeben. Daß meine Frau krankheitshalber in der Schweiz weilte, wußte er. Ich traf Herrn und Frau Loster auf dem Hof der Gesandtschaft. Sie waren gerne bereit, die Briefe zu besorgen, nur bemerkte Frau Loster: «Sie haben Adresse und Absender französisch und russisch geschrieben. In Deutschland dürfte jetzt russische Schrift nicht gern gesehen sein, sie könnte zur Folge haben, daß die Briefe nicht ankommen. Verkleben Sie lieber das Russische oder besser, kommen Sie in die Wohnung hinauf, ich gebe Ihnen andere Couverts.»

Ich schrieb die Couverts um. Die alten steckte ich instinkтив, um keine Spur zu hinterlassen, zu mir. Da die Gesandtschaft voraussichtlich erst am folgenden Tag abreisen würde, fragte ich Herrn Loster,

ob ich ihm auch etwas Geld für meine Frau mitgeben dürfte. Er war einverstanden. Ich holte aus der Bank einige Hundert Franken in Schweizer Noten und übergab sie Loster mit der Adresse unserer lieben Freunde Eggspühler-Diebold in Baden, an die, einmal im Ausland, die Noten zu schicken seien. Loster hatte mich gebeten, ihm, wenn möglich, etwas Gold einzuwechseln. Ein Zwanzigfrankenstück war alles, was ich ihm verschaffen konnte. Da ich kein Kleingeld bei mir hatte und das Porto für die verschiedenen Briefe nicht schuldig bleiben wollte, bestand ich darauf, es morgen zu bringen. Unterdessen war es Mittagszeit geworden, und ich blieb bei Losters zu Mittag. Jedesmal, beim Passieren des Hofeinganges, hatte ich das deutliche Gefühl, beobachtet zu werden, ohne zu wissen, von wo und von wem.

Am nächsten Morgen fand ich die Sergiewskaja-Straße von berittenen Gendarmen besetzt. Mein erster Gedanke war, sie seien abgereist und die Gendarmen da, um Exzesse wie die bei der deutschen Gesandtschaft zu verhindern. Ich ließ den Fuhrmann an der Ecke halten und ging auf die Gesandtschaft zu. Niemand hindert mich. Im Hof umstand eine beträchtliche Anzahl Männer einen Herrn, der von einem improvisierten Podium aus eine Ansprache an sie richtete. Im Vorbeigehen fing ich die Worte auf, man dürfe und könne erwarten, daß Gut und Leben der in Rußland verbleibenden Österreicher respektiert würden. Ich traf Herrn Loster in der Gesandtschaft an. Im Verlaufe des kurzen Gespräches, das wir in Gegenwart anderer im Vorzimmer führten, erwähnte ich, M. Legrand, Verwaltungsratsmitglied unserer Bank, der über Finnland zur französischen Armee einrücken wollte, sei zurückgekehrt mit der Erklärung, «On ne passe plus par là». – «Übrigens berichten die Zeitungen, die Deutschen hätten bereits die Schweizergrenze überschritten», bemerkte Herr Loster. «Dann stünden wir uns jetzt als Feinde gegenüber. Was wird dann aus meinen Briefen?» frug ich, ohne im Ernst darüber im Zweifel zu sein. «Aber da beunruhigen Sie sich bitte nur gar nicht; Ihre Aufträge werden in jedem Falle ausgeführt», versicherte mich Herr Loster. Damit verabschiedeten wir uns.

In der Bank erzählte ich meinen Kollegen, was für ein Schlauberger ich gewesen, daß ich verstanden, nicht bloß Briefe, sondern auch Geld, und zwar auf dem denkbar sichersten und schnellsten Wege in die Schweiz zu schicken, jetzt, wo keine Postverbindung mehr bestand.

Es war mir nun viel leichter zu Mute, war ich doch überzeugt, daß in zwei bis drei Tagen die Briefe an Ort und Stelle seien. Was von hier aus getan werden konnte, war geschehen, und meine Freunde würden die Meinigen auch nicht im Stich lassen.

Tante Adele wurde von ihrer Schwester mit Briefen, einer dringender als der andere, bestürmt, sofort nach Moskau zurückzukommen; später werde es zu spät sein. Petersburg sei in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Tante Adele bekam es mit der Angst zu tun und wollte keinen Tag länger bleiben. Da bei dem schlechten Einvernehmen der beiden Dienstboten die Kinder hier nicht gut aufgehoben wären, war sie sehr damit einverstanden, dieselben samt der Bonne nach Moskau mitzunehmen.

Auf der Nicolaibahn, die Petersburg mit Moskau verbindet, hatte der Personenverkehr im Zusammenhang mit den Ereignissen sehr stark zugenommen. Es war für Zivilisten schwierig und kaum möglich, anders als im Vorverkauf sich Billette zu verschaffen, und dann mußte man eben warten bis zu dem Tage, für den noch Billette frei waren. Bei der Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft war es nicht anders. Dort hatte ich aber Glück. Unmittelbar vor mir waren Billette für den 18-Uhr-Zug des folgenden Tages retourniert worden, und die bekam nun ich.

Mit der Tante machte ich ab, nach der Bank nicht erst nach Hause, sondern direkt zum Zug zu kommen. Am Nachmittag brachte mir eine Mitarbeiterin die Zeitung «Djen». «Ihr Loster ist nicht abgereist», sagte sie, «lesen Sie, was da steht.» In dem Blatt war eine kurze Notiz: «Die österreichische Gesandtschaft hat mit Ausnahme von Sekretär Notter heute Petersburg verlassen.» Die Nachricht traf mich wie ein Schlag aus heiterem Himmel. Zwar stimmte der Name nicht. Unmöglich wäre es ja nicht, daß es dort auch einen Notter gäbe. Das folgende Abendblatt, ich glaube «Wetschernaja Wremia» enthielt dieselbe Nachricht, nur stand dort nicht Notter, sondern Lotter. Das war schon näher und ließ wenig Hoffnung übrig. Es blieb noch abzuwarten, was die dritte Abendzeitung, die «Birszewija Wijedomosti» berichten würde. In dieser war zu lesen: «Um so und soviel Uhr fuhren Autos vor der österreichischen Gesandtschaft in der Sergijewskaja vor, um das Personal zum finnischen Bahnhof zu bringen, wo ein Sonderzug für dasselbe bereit stand. In einem der Autos nahm Capitaine Anton

Loster mit Gemahlin Platz. Auf dem Bahnhof stellte der Gesandte fest, daß Loster mit Frau fehlten. Er war darüber sichtlich bestürzt. Nachdem man umsonst eine Zeitlang auf sie gewartet hatte, wurden berittene Gendarmen nach allen Richtungen auf die Suche nach dem Auto von Loster ausgesandt. Sie kehrten zurück, ohne eine Spur von ihm entdeckt zu haben. Der Gesandte, der die ganze Zeit in erregtem Zustand den Perron auf- und abgeschritten war, gab endlich das Zeichen zur Abfahrt.» Soweit war der Bericht nicht tendenziös. Dann war weiter gesagt, es sei unbekannt, warum Loster nicht abgereist sei. In der Art, wie das gebracht wurde, lag eine unbestimmte Verdächtigung, die Loster verächtlich machen sollte. Der Bericht schloß damit, die Nachforschungen nach dem Verbleib Losters würden fortgesetzt.

Ich mußte Gewißheit haben, ob Loster abgereist sei oder nicht und warum nicht. Ich telephonierte in seine Wohnung, bekam aber keine Antwort. Dann in die österreichische Gesandtschaft, und es entspann sich folgendes Gespräch: «Wo ist Sekretär Anton Loster?» – «Abgereist.» – «Wirklich? Die Zeitungen berichten, er sei nicht abgereist.» – «Ich kann Ihnen nichts anderes sagen.» – «Hören Sie, hier spricht der und der, von dort und dort. Ich habe Herrn Loster Briefe und Geld für die Schweiz mitgegeben. Sie werden somit begreifen, daß es mir nicht gleichgültig sein kann, ob er abgereist ist oder nicht.» – «Läuten Sie Nummer so und so an.» Das tat ich, bekam aber keine Antwort. Im ersten Impuls wollte ich gleich in die österreichische Gesandtschaft laufen, überlegte es mir dann aber. Dort war sicher jetzt schon die Ochrana an der Arbeit und müßte ich das Gespräch mit ihr führen. Wenn, woran kaum mehr zu zweifeln war, Loster nicht abgereist war, dann gab es dafür nur eine Erklärung, die, daß er verhaftet worden war. «Komme ich nun dahin, habe ich zu gewärtigen, auf der Stelle ebenfalls verhaftet zu werden.» Um 18 Uhr mußte ich aber an der Bahn sein. Die Meinigen würden sich mein Ausbleiben nicht erklären können und sich ängstigen. Also vorerst auf die Bahn und dann auf die Sergijewskaja. Ich telephonierte noch Herrn Furrer, der um meine Loster gegebenen Aufträge wußte.

Ihm erzählte ich das Mißgeschick und daß ich auf die österreichische Gesandtschaft gehen würde, um wenn möglich, Näheres zu erfahren. Darauf antwortete mir Herr Furrer: «Ich verbiete Ihnen in aller Form, dahin zu gehen und von diesem Augenblick an tun Sie

keinen Schritt aus dem Hause, ohne Ihren Paß bei sich zu haben.» Ich begab mich zur Bahn, teilte der Tante mit, was die Zeitungen gebracht und den widersprechenden telephonischen Bescheid aus der österreichischen Gesandtschaft. Ich sagte ihr, daß Loster meiner festen Überzeugung nach verhaftet sei und daß ich es im Zusammenhang damit für leicht möglich halte, ebenfalls verhaftet zu werden. Sie sollten sich nicht beunruhigen, wenn sie davon hörten, alles würde sich aufklären; fatal sei, daß meine Briefe nun nicht bestellt würden und unsere Zuversicht, durch sie den Unsigen Hilfe zu bringen, zunichte geworden sei.

Nach Hause zurückgekehrt, machte ich mich gleich daran, eine neue Auflage der aller Wahrscheinlichkeit nach nicht abgegangenen Briefe zu schreiben. Dann überlegte ich mir, was für den Fall der Verhaftung vorzukehren sei. Da war mein Browning, für den mir seinerzeit die polizeiliche Bewilligung versagt worden war. Der mußte weg. Der Besitz von Schußwaffen ohne Erlaubnis war auch zu Friedenszeiten streng verboten. Morgen würde ich ihn unserm Direktor Solo weitschick bringen, damit er ihn in der Bank einschließe. Dann verbrannte ich ein liegengebliebenes Begleitschreiben zu Briefen, die ich unserer Gesandtschaft zur Weiterleitung an meine Frau gebracht hatte. Ich befürchtete, der Gesandtschaft könnten Unannehmlichkeiten erwachsen, wenn Amtsstellen erführen, daß auf dem Wege über die Gesandtschaft Privatkorrespondenzen nach dem Ausland der Zensur entgingen. Außerdem verbrannte ich verschiedene alte Briefe, von denen ich nicht wollte, daß sie in fremde Hände kämen. Dabei schoß mir der Gedanke durch den Kopf: «Wenn du jetzt beobachtet würdest, könnte man dir einen Strick daraus drehen.» Ich war tatsächlich beobachtet worden, und zwar durch unsere Magd, der ich tags zuvor gekündigt hatte. Später erfuhr ich von unserem Hausverwalter, daß sie im Hof herumgeschwatzt hatte, ich hätte eines Abends vor meiner Verhaftung Papiere verbrannt.

Am folgenden Tag hatte ich Gelegenheit, die zweite Auflage meiner Briefe M. Boutry, Mitglied unseres Verwaltungsrates, der über Odessa zur französischen Armee abreiste, mitzugeben. Auf Zureden von Freunden in der Bank entschloß ich mich, um unliebsamen Maßnahmen zuvorzukommen, zum Stadthauptmann, Fürst Obolensky, zu gehen und ihn über den Sachverhalt mit den Briefen aufzuklären. Der

Weg dahin führte an unserer Gesandtschaft vorbei. Ich ging hinauf mich erkundigen, ob Nachricht über den Verbleib meiner Frau zu erhalten sei.

Herr Furrer empfing mich mit den Worten: «Was ist denn passiert mit Ihrem Loster?» – «Ich weiß nur das, was in den Zeitungen steht; für alle Fälle gehe ich jetzt zum Fürsten Obolensky. Ich will ihn wegen der Briefe aufklären.» – «Das wäre die größte Unklugheit, die Sie begehen könnten. Oder wollen Sie sich selbst die Schlinge um den Hals legen?» erwiderte Furrer. Er motivierte: «Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder ist Loster aus freien Stücken zurückgeblieben oder man hat ihn an der Ausreise verhindert, mit andern Worten, verhaftet; im ersten Fall und wenn er ein einigermaßen anständiger Mensch ist, dann schickt er Ihnen Briefe und Geld zurück. Aber wer weiß, vielleicht stand er in russischen Diensten? Dann wäre es begreiflich, daß er keine Lust verspürte, nach Österreich zurückzukehren.» – «Ausgeschlossen, ich kenne Loster genügend. Er ist Ehrenmann durch und durch und dabei selten religiös. Er kann also kein Verräter sein.» – «Dann müssen wir annehmen, er sei verhaftet worden. Wenn er bei der Verhaftung die Briefe auf sich hatte, dann wird man sie gefunden haben. Man wird sie unter die Lupe nehmen und zur Einsicht kommen müssen, daß Sie absolut harmlos sind. Wohl möglich, daß man Sie kommen läßt, um Auskunft zu verlangen über Ihre Beziehungen zu Loster, wie Sie dazu kamen, ihn mit Ihren Aufträgen zu betrauen, vielleicht aber auch das nicht mal. Es ist aber nicht gesagt, daß er die Briefe unbedingt auf sich gehabt haben muß. Vielleicht hat er dieselben im Gesandtschaftsgepäck untergebracht und sie sind mit diesem zusammen abgegangen.

Und nun kommen Sie und eröffnen Obolensky, daß Sie Loster Briefe mitgegeben haben, ohne den Beweis erbringen zu können, daß sie tatsächlich nur das enthielten, was Sie angeben. Ja, glauben Sie, man werde jetzt, wo man in allem und überall Spionage wittert, Ihre Angaben ohne weiteres für bare Münze nehmen? Qui s'excuse, s'accuse. Lassen Sie es also bleiben und warten Sie ab, bis man zu Ihnen kommt.»

Als ich mich telephonisch bei der österreichischen Gesandtschaft nach dem Verbleib Losters erkundigt hatte, machte es mir nicht den Eindruck, als ob meine Mitteilung von den ihm gegebenen Aufträgen

dort interessiert hätte. Möglicherweise hatte man ihr keine Bedeutung beigemessen, und sie blieb ohne Folgen. Ich unterließ den Gang zu Obolensky.

Geweckt und gepflegt durch alle zu Gebote stehenden Mittel, schien die Begeisterung in Petersburg allgemein zu sein. Banken, Geschäfte und sonstige private Unternehmen bekundeten ihren plötzlich entdeckten Patriotismus dadurch, daß sie ihre deutschen, österreichischen (mit Ausnahme der Tschechen) und türkischen Angestellten von heute auf morgen entließ. Dasselbe Schicksal traf Russen und Neutrale beim geringsten Verdacht, Sympathie für Deutschland oder Österreich zu haben, und in vielen Fällen genügte schon ein deutsch klingender Familienname. Eine Angestellte unserer Bank, Russin und von Beruf eigentlich Tänzerin, zog gegen die Deutschen los. Einer ihrer Kollegen, ein Deutsch-Russe, machte ihr die Bemerkung: «Zappeln Sie lieber mit Ihren Beinchen, das mögen Sie besser verstehen.» Der Deutschrusse wurde fristlos entlassen. Angehörige der drei feindlichen Staaten, harmlose Leute, wurden arretiert und massenhaft ins Innere des Landes deportiert, oft weite Strecken zu Fuß.

Am 26. konnte ich eine Partie meiner Briefe mit dem stereotypen Inhalt unserm zur französischen Armee abreisenden Hauptbuchhalter M. Kurz mitgeben. Je mehr solcher Sendungen durch verschiedene Gelegenheiten abgingen, desto eher war Aussicht, daß eine von ihnen meine Freunde und Bekannten in der Schweiz erreiche. Am 28. war ich mit einer neuen Auflage Briefe in unserer Gesandtschaft. Dort erschien auch eine Anzahl Landsleute, die tags darauf zusammen mit mobilisierten Franzosen abreisen sollten. Unter diesen Franzosen war mein langjähriger Kollege Camille de Fonsecolomb. Ich hatte mit ihm abgemacht, ich würde zum Abgang des Zuges an die Bahn kommen.

Inzwischen waren in Petersburg zwei Informationsstellen entstanden: die eine, im Ministerium des Innern, befaßte sich damit, Erkundigungen einzuziehen über in neutralen Staaten Steckengebliebene, die andere, in der spanischen Gesandtschaft, hatte dieselbe Aufgabe in bezug auf Personen, denen das gleiche Mißgeschick in feindlichen Ländern zugestoßen war.

Ich begab mich zuerst ins Ministerium des Innern und füllte die nötigen Fragebogen aus. Dann zur spanischen Gesandtschaft. Das Informationsbüro war zu dieser Zeit gerade geschlossen. Wenige Stunden

später, als ich eben im Begriffe war, wieder dahin zu gehen, meldete man mir, der Chef unseres Polizeireviers sei gekommen und verlange nach mir. Meine Kollegen sagten: «Der bringt Ihnen das Geld zurück, das Sie Herrn Loster mitgegeben haben.» Ich war anderer Ansicht. «Schwerlich, so zuvorkommend ist die Polizei denn doch nicht», erwiederte ich und begab mich in das Kabinett, in dem der Herr auf mich wartete. Es war ein Offizier mit dem Grad eines Obersten. Er richtete an mich die Frage: «Sind Sie der Schweizerbürger Peter Balzer?» – «Zu Ihren Diensten.» – «Ich habe Befehl, Sie zu verhaften.» – «Bitte – es ist für mich keine Überraschung und steht im Zusammenhang mit meinen Briefen.» – «Die Ursache ist mir unbekannt, ich kenne nur den Befehl.» – «Gestatten Sie, daß ich Ihnen die Veranlassung kurz mitteile.» Ich erzählte ihm den Sachverhalt und fügte bei, daß ich die Absicht hatte, zu Obolensky zu gehen. Dazu bemerkte er: «Sie hatten Unrecht, es nicht zu tun, vielleicht wäre ich dann nicht hier.» Nun führte ich den Obersten auf sein Verlangen in das Zimmer, in welchem ich zusammen mit meinen Kollegen arbeitete. Ich bat, den Vizepräsidenten unseres Verwaltungsrates M. Maurice Verstraete und den Verwaltungsrat M. Viktor Federowitsch Dawidow von meiner Verhaftung in Kenntnis zu setzen und meinen Vorgesetzten, den Direktor der Direction des succursales, Alexander Emanuilowitsch Soloweitschik zu rufen.

Der Oberst forderte mich auf, alles, was ich in den Taschen hätte, auf den Tisch zu legen. Ich tat es; er kontrollierte nicht nach. Während er meinen Schreibtisch durchsuchte, wurde ich an ein entfernteres Telephon gerufen. Ich nahm an, es sei mir nicht mehr gestattet, unkontrolliert zu telephonieren und fragte den Oberst, ob ich mich dahin begeben dürfe. Er erlaubte es ohne weiteres. Als Soloweitschik kam, ersuchte ich ihn, unserer Gesandtschaft zu telephonieren, daß ich verhaftet sei. Er wollte es nicht glauben, und es bedurfte der Bestätigung durch den Obersten, um ihn zu überzeugen. Die Antwort, welche Soloweitschik auf seine Mitteilung von der Gesandtschaft erhielt, war beruhigend. In zwei, drei Tagen werde sich alles aufgeklärt haben und ich wieder auf meinem Posten sein, habe Herr Furrer versichert. Im Garderobenraum wurde ich einem andern Polizeioffizier übergeben, und dieser führte mich auf das Polizeiamt des Rayons, auf der Italianskaja. Wieder mußte ich meine Taschen leeren, dann ließ

man mich allein. In einem Raum in der Nähe wurde ein Telephon-gespräch unterbrochen, man kam mich fragen, ob ich wirklich der und der sei und dort und dort wohne. Dann wurde das Telephongespräch wieder aufgenommen. Ich schloß daraus, es gehe gleichzeitig die Haussuchung in meiner Wohnung vor sich; dort war niemand geblieben, und alle Schlüssel hatte ich bei mir. Ich bot sie der Polizei an und bat, die Schlosser nicht aufzubrechen, da die verlassene Wohnung sonst offen stehen würde. Man gab mir keine Antwort darauf.

Nach langem Warten wurde ich zum Chef begleitet. Er war sehr freundlich, bedauerte, mir nichts zum Rauchen anbieten zu können, da er selbst Nichtraucher sei, bat mich aber, ungeniert zu rauchen, falls ich versehen sei. Nachdem der Oberst sein Protokoll über die Haussuchung in der Bank fertig geschrieben hatte, reichte er es mir zur Durchsicht und Unterschrift. Es stand darin, er habe ausschließlich Geschäftspapiere vorgefunden. Ich hielt damit die Sache für erledigt, erhob mich und reichte ihm nach der Sitte die Hand zum Abschied. Der Oberst sah mich überrascht an und bemerkte, ich befände mich offenbar in einem Irrtum, ich würde jetzt der Ochrana eingeliefert. Ich wurde in ein Buch eingetragen wie ein Bündel Ware und mit demselben einem Polizisten zur Abfertigung übergeben. Diese Begleitung behagte mir ganz und gar nicht. Ich wandte mich an den Obersten: « Mit dem Polizisten, mit seinem Frachtbrief in der Hand, soll ich zusammen gehen? » – « Nehmen Sie ein Auto, wenn es Ihnen unangenehm ist. » – « Danke, die sind jetzt gerade sehr billig. » – « Dann eine Droschke. » – « Noch besser, da sieht doch gleich jedermann, daß der Polizist mich und nicht ich ihn spazieren fahre. » Der Polizist fühlte sich durch meine Ablehnung gekränkt und fing an zu räsonieren: « Solche Leute haben wir schon zur Genüge gesehen, die sich schämen, mit einem anständigen Polizisten zu gehen. » Ich sagte dem Chef, es stehe dem Mann nicht an, mich zu qualifizieren, überhaupt sich einzumischen und ersuchte ihn, denselben zum Schweigen zu bringen.

Als wir zusammen die Treppe hinunter gingen, mochte meinem Begleiter der Gedanke gekommen sein, er könnte sich vielleicht in mir geirrt haben. Er sagte, er habe es nicht bös gemeint, wollte mich nicht beleidigen. Wenn seine Gesellschaft mir so mißfalle, lasse er mich einige Schritte vorausgehen. Ecke Sadowaja und Newsky würden wir das Tram nehmen. Da er sich im Innern des Waggon nicht aufhalten

dürfe, solle ich voraus auf die vordere Plattform gehen. Beim Alexander Boulevard werde er mir einen Wink geben und ich solle dann aussteigen, voraus zur Landungsstelle gehen und ins Schiff steigen. Sein Wink bestand darin, daß er mich am Ärmel zupfte und so leise, daß alle es hören mußten, zuflüsterte: «Kommen Sie.»

In der Ochrana unterzog man mich einer Leibesvisitation. Während ich bis dahin anständig behandelt worden war, benahmen sich die Beamten hier grob. «Nur genau untersuchen. Bei einem dieser Kerls haben wir in den Kleidern eingenäht eine größere Summe gefunden», spornte einer den andern an. Dann schloß man mich in ein fensterloses, finstres Gemach ein. Ein Beamter mit einem Kästchen in der Hand erschien. Er teilte mir mit, er sei genötigt, eine mir wahrscheinlich peinliche Handlung vorzunehmen. Er müsse anthropometrische Messungen vornehmen und meine Fingerabdrücke nehmen.

Was bis dahin gegangen war, hatte ich verhältnismäßig leicht genommen. Diese Maßregeln aber beelendeten mich zutiefst. Ich schämte mich vor mir selbst. Der Beamte, der meine Verfassung sah und offenbar auch begriff, gab sich Mühe, mich zu trösten. Es wurden mir eine Unmenge Fragen über mich selbst, meine Eltern, Großeltern, Geschwister, Frau und Kinder zur Beantwortung gestellt. Nachdem die Fragebogen ausgefüllt und die Prozedur vollzogen war, brachte man mich in einen Raum, der scheinbar früher Küche oder russische Badeanstalt gewesen war. Ein Wächter blieb an meiner Seite. Ich setzte mich auf eine Bank am russischen Ofen und schlief, von Müdigkeit übermannt, gleich ein.

Es mußte schon sehr spät sein, als der Wächter mich wachrüttelte. Die Uhr hatte man mir mit den andern Sachen abgenommen. Der Wächter bedeutete mir, ihm zu folgen. Er ging einen langen Korridor entlang, schloß eine Türe auf und schob mich hinein. Der Raum, in dem ich gelandet, war stockfinster. Das Fenster mit Brettern vernagelt. Ich tastete im Dunkeln herum und stieß auf eine Art Chaiselongue, ich ließ mich nieder und schlief wieder ein. Aber auch hier ließ man mir keine Ruhe. Man weckte mich nach einiger Zeit wieder auf und brachte mich in ein anderes Lokal, auch ohne Licht und die Fenster ebenso zugenagelt. Ich fand hier ein ähnliches Möbelstück und setzte den unterbrochenen Schlaf fort. Am Morgen brachte man mir Tee und Weißbrot. Ich fragte den Aufwärter, ob die Verhörrichter heute

– es war ein Sonn- oder Feiertag – auch an der Arbeit seien und erfuhr, daß sie gegenwärtig sogar die Nächte hindurch verhörten. In diesem Fall hoffte ich, bald aus dem finstern Loch hinaus zu können. So oft im Gang Schritte zu hören waren, glaubte ich, es gelte mir. Es dauerte dann auch gar nicht so lang, bis ich abgeholt wurde, aber nur, um im photographischen Atelier von den verschiedensten Seiten, mit und ohne Mantel und Hut, für das Verbrecheralbum photographiert zu werden. Mittags gab es jeweilen gehackte Cotelettes und Maccaroni. Als ich auch am nächsten Tag das Essen unberührt ließ, riet mir der Aufwärter zu essen, sonst müsse man mich schon hier begraben.

Am dritten Tag kam man mich fragen, ob ich russisch könne oder einen Dolmetscher brauche. Eine Frage, die ich reichlich müßig fand, nachdem bis dahin überhaupt nicht anders als russisch verhandelt worden war. Ich glaubte sicher, nun sofort an die Reihe zu kommen, mußte aber bis am Nachmittag des folgenden Tages warten. Dann führte man mich über den Hof in ein anderes Gebäude, wo in ein und demselben Zimmer gleichzeitig verschiedene Verhöre stattfanden. Ein Gendarmerie-Offizier wies mir an seinem Tisch einen Sthul an und begann, nachdem ich die Identitätsfragen beantwortet hatte: «Haben Sie in der österreichischen Kolonie vielleicht Bekannte?» – «Jawohl, ich kenne den Capitaine Anton Loster.» Er hatte sichtlich nicht erwartet, daß ich so direkt darauf lossteuern würde. «Ach so», meinte er, «dann werden Sie wohl wissen, warum Sie da sind.» – «Das kann ich mir denken, wegen der Briefe, die ich Loster übergeben habe.» – «Nun gut, dann können wir ohne weiteres auf die Sache eintreten. Sie stehen unter dem Verdacht eines schweren Verbrechens – sind der Spionage angeklagt.» Diese Beschuldigung kam mir so absurd vor daß ich unwillkürlich lachen mußte. «Lachen Sie nicht. Zur Kriegszei, der Spionage angeklagt zu sein, ist kein Spaß. Es dürfte Ihnen bekannt sein, was Spione zu gewärtigen haben.» – «Gewiß, aber ich bin eben kein Spion.» – «Vielleicht haben Sie der Spionage gedient, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben. Die Spionage ist ein Spinngewebe, in das man verwickelt werden kann, ohne es zu wissen.» – «Ich bin gewohnt, mir Rechenschaft zu geben über das, was ich tue und was ich lasse und kann Sie versichern, daß ich niemals, weder bewußt noch unbewußt, der Spionage gedient habe.» – «Nun, das wird sich ja zeigen», bemerkte er in selbstsicherem, spöttischem Ton. «Gestatten Sie

mir, Sie über meine Beziehungen zu Loster aufzuklären.» – «Ich muß Sie darum bitten.» Ich erzählte ihm, bei welchem Anlaß wir vorerst die Bekanntschaft der Frau Loster gemacht hatten und von unsfern, trotz wenig häufigem Familienverkehr, bis zuletzt bestandenen freundschaftlichen Beziehungen. Ich sagte auch, daß ich mich bemüht hatte, am Tage vor der Abreise der Gesandtschaft für Loster Gold einzutauschen.

Das Interesse, welches der Untersuchungsrichter für diese Mitteilung zeigte, schrumpfte aber bedenklich zusammen, als er vernahm, daß das Ergebnis ganze 20 Fr. war. Auf gestellte Fragen hin kam die Rede darauf, daß ich mich einen Monat oder anderthalb in der Petersburg vorgelagerten Stadt und Seefestung Kronstadt auf der Insel Kotlin aufgehalten hatte (zwecks Inspektion der dortigen Filiale unserer Bank). Es interessierte den Verhörrichter sehr, ob Loster mir nicht irgend welche Aufträge für Kronstadt mitgegeben hätte, und er schien enttäuscht, als ich es verneinen mußte.

Aus dem Haufen Papiere, der vor dem Verhörrichter aufgeschichtet war, guckten meine Briefe hervor. Bis dahin hatte er sie mit keinem Wort erwähnt. Nun kam er auf sie zu sprechen. Er fragte, an wen ich geschrieben hätte, was das für Leute seien, welche Beziehungen ich zu ihnen hätte, warum ich nur einen Brief französisch, die andern alle deutsch geschrieben habe, ob der Adressat Emil Sandoz, Lausanne, nicht früher französischer Lehrer beim II. Kadettenkorps in Moskau gewesen sei. Ich bejahte es, und da stellte sich heraus, daß der Verhörrichter selbst noch Sandoz' Schüler gewesen war. Mir schien, der Umstand, daß er meinen lieben Freund Sandoz persönlich kannte, und kennen konnte er ihn nur als Gentlemen, müßte ihm sagen, daß meine Briefe, die alle ein und desselben Inhaltes waren, nichts Unehrenhaftes enthalten könnten.

Das Verhör ging weiter. «Wann ist Ihre Frau ins Ausland abgereist?» – «Am 4. Juni.» – Er schrieb und wiederholte vor sich hin: «Am 4. Juli.» – «Nein, am 4. Juni.» – «Eben am 4. Juli.» – «Nicht Juli, sondern Juni!» – «Wissen Sie das so genau?» – «Gewiß, ich habe sie und ihre Mutter doch zur Bahn begleitet.» – «Waren noch andere Begleitende zugegen?» – «Nein, ich war allein.» – «Können Sie beweisen, daß Ihre Frau im Juni und nicht erst im Juli abgereist ist?»

– «Jawohl, durch Postkarten, die sie mir unterwegs von Eydkuhnen und Berlin geschickt hat. Sie liegen auf dem Schreibtisch in meiner Wohnung. Wenn Sie dort Haussuchung gemacht haben, müssen Sie dieselben gefunden haben. Auch aus den späteren Briefen geht das klar hervor.» Er sagte nichts darauf. Zweifellos wußte er um diese Postkarten und Briefe, nahm sie aber nicht ernst, wie aus seinem mokanten Lächeln zu schließen war, das zu sagen schien: «Bist du naiv, uns durch den Poststempel irreführen zu wollen.» Offenbar nahm er an, ich hätte die Briefschaften zu passender Zeit durch jemand anders einwerfen lassen, um mir im Poststempel ein Beweismittel zu sichern.

Nach einer Pause fuhr er fort: «Haben Sie nicht in einem Ihrer Briefe geschrieben, wann Ihre Frau abgereist sei?» – «Ich kann mich nicht entsinnen.» – «Sie müssen doch wissen, was Sie geschrieben haben.» – «Weiß ich auch. Aber so genau aller Details erinnere ich mich nicht. Wenn ich davon geschrieben habe, war's im Brief an Frau Dr. S. in Chur, dem Wohnort meiner Mutter.» Nun trumpfte er los: «Sie haben geschrieben, Ihre Frau sei im September abgereist.» – «Das ist nicht wahr!» – «Ich werde es Ihnen zeigen», zieht aus dem Stoß Briefe den an Frau Dr. S. gerichteten hervor und zeigt auf ein Wort. «Was heißt das?» – «September.» – «Und Sie bestreiten, es geschrieben zu haben?» – «Hören Sie, man kann nicht ein Wort herausgreifen und in willkürliche Verbindung bringen. Erlauben Sie, ich werde Ihnen den Brief übersetzen: Meine Frau ist seit September leidend. Da sie bei den Petersburger und Moskauer Ärzten keine Heilung gefunden, erachteten wir es für dringend nötig, daß sie sich zur Kur ins Ausland begebe usw.» Darauf erfolgte die schlaue Antwort: «Warum haben Sie deutsch geschrieben; hätten Sie französisch geschrieben, würde ich es verstanden haben.» Es war auffallend und mir unerklärlich, daß der Verhörrichter partout haben wollte, meine Frau sei im Juli abgereist. Was hatte der Monat und die Reise meiner Frau überhaupt mit meiner Anklage zu schaffen? Später habe ich es begriffen. Nach meiner Entlassung hörte ich, nicht lange vor Kriegsausbruch sei es Herrn Loster gelungen, wichtige militärische Dokumente ins Ausland zu schaffen. Man habe Verdacht geschöpft, ich hätte dieselben durch meine Frau hinausbringen lassen. Zeitlich wäre dies nur möglich gewesen, wenn sie nicht schon im Juni, sondern im Juli gereist wäre. Und nun mußte es passieren, daß der älteste Dwornik (Haus-

knecht) meine Frau im amtlichen Hausbuch als im Juli abgereist eingetragen hatte. Jedes Haus hatte seinen oder seine Dworniki. Sie hatten ihre Dienstpflichten gegenüber dem Hausherrn und waren gleichzeitig Organe der Polizei. Zu ihren polizeilichen Obliegenheiten wie dem nächtlichen Wachtdienst vor der Hofpforte mit Befugnis zu verhaften, gehörte die Führung des amtlichen Hausbuches, in welchem sie Zuzug und Abgang jedes Hausbewohners zu registrieren und täglich der Polizei zu melden hatten. Bei Feststellungen zu gerichtlichen Zwecken galt das Hausbuch, weil amtlich, als Evangelium. Die Abreise meiner Frau erst im Juli war somit durch das amtliche Hausbuch erwiesen, und man schenkte meiner widersprechenden Behauptung natürlich keinen Glauben, sah sie im Gegenteil als absichtliches Täuschungsmanöver an.

Es fiel mir als leidenschaftlichem Raucher sehr schwer, nun schon einige Tage ohne rauchen zu sein, und ich frug den Verhörrichter, ob ich nicht jemanden nach Zigaretten schicken könnte. Er meinte nach einigem Überlegen: «Ach, warten Sie noch etwas, Sie werden gleich weggebracht, und dann können Sie rauchen, soviel Sie wollen.» Ich verstand darunter, daß meine Freilassung unmittelbar bevorstehe, offenbar hatte der Verhörrichter die Haltlosigkeit der Anklage eingesehen; eine andere Deutung seiner Worte kam für mich bei meinem guten Gewissen gar nicht in Frage. Ich hatte mich aber geirrt. Nach Beendigung des Verhörs kam ich in die dunkle Kammer zurück.

Am folgenden Tag führte man mich die Treppe hinunter. Am Fuße derselben, hart an der Haustüre, hielt ein geschlossener Zweispänner. Der Schlag stand offen. Man schob mich hinein und fort ging's, wohin hatte ich keine Ahnung. Mir gegenüber saß ein Gendarm, links von mir ein Polizeioffizier, ihm gegenüber ein schwarzärtiger Mann, in den Vierzigern mit ausgesprochen südländischem Typus. Die Fenster waren verhängt, ich selbst hielt den blauen Vorhang auf meiner Seite straff, damit mich niemand sehe. Durch die schmale Spalte suchte ich mich zu orientieren. Kronwerksky Prospekt, dann nach rechts ab zur Peter-Paulsfestung. «Aha», dachte ich, «also dahin geht's». Aber wir fuhren vorüber, über die Troitzky-Brücke, dann dem linken Newauer entlang hinauf, bogen rechts ab, überquerten den Lietzini Prospekt und hielten vor dem Untersuchungsgefängnis auf der Spalernaja. Im selben Augenblick öffnete sich die Hofpforte. Mit

einem Satz war ich aus dem Wagen und im Hof, aus lauter Angst, gesehen zu werden. Ich mußte vorerst vor der Kanzlei im Korridor warten und setzte mich auf die einzige vorhandene Bank, einem vom Boden bis zur Decke reichenden Gitter gegenüber. Hinter demselben an den Stäben drückte sich, lärmend, fluchend und Grimassen schneidend, eine Menge Arrestanten in ihren Sträflingsanzügen. «Herr Gott», dachte ich, «wenn ich nur nicht zu dieser Gesellschaft hinein komme!» In der Kanzlei nahm man mir Geld und was ich sonst noch in den Taschen hatte, ab und übergab mich, nach Ausfüllen neuer Fragebogen, einem Aufseher. Derselbe führte mich in einen sehr hohen, bis unters Dach reichenden, breiten, langgestreckten, vollständig leeren Raum, der sein Licht durch mächtige, hoch oben in der Außenmauer angebrachte Fenster erhielt. Die innere Seitenwand des Raumes hatte ganz das Aussehen von Safes- oder Postfachreihen. Sie bestand aus 6 Etagen aneinander gereihter Zellen, denen entlang schmale eiserne Galerien liefen, die miteinander durch eiserne Treppen verbunden waren. Bei den gewaltigen Dimensionen des Raumes war das an die Stahlwand angeklebte winzige Gerüst von Galerien und Verbindungstreppen von unten kaum wahrzunehmen. Es sah so aus, als ob die Zellentüren sich ins Leere öffneten und brachte mich auf den Gedanken, das Ganze könnte so konstruiert sein, daß es nur einen Druck auf den Knopf brauchte, um das Gerüst von den Zellentüren abzurücken. Vielleicht eine Vorsichtsmaßnahme, getroffen für den Fall einer Revolte.

Der Aufseher führte mich in eine der Zellen der V. Etage. Er durchsuchte meine Kleidungsstücke und sogar die Schuhsohlen. Nahm Ring, Krawattennadel, Manschettenknöpfe, überhaupt alles, was mir bis dahin belassen worden war, an sich, nur den Rosenkranz ließ er mir auf mein Bitten hin. Es war der Rosenkranz, den meine liebe Mutter mir mitgegeben hatte, als ich 1889 als junger Bursche die Heimat verließ, um mein Glück in Sibirien zu suchen, und den ich seither immer bei mir getragen hatte.

Nachdem der Aufseher meine Kleider, Wäsche, Schuhe, Strohhut usw. mit dem Gefängnisstempel und meiner Arrestantennummer versehen hatte, gab er mir seine Instruktionen: «Bett und Zelle halten Sie sauber. Den Fußboden haben Sie jeden Tag zu kehren und zu wischen. Zum Fenster hinauf klettern Sie nicht, sonst wird geschossen; um 6 Uhr bekommen Sie heißes Wasser und Brot.» – «Ist das alles?»

– «Dummheiten, um 1 Uhr Kohlsuppe und Kascha (Buchweizengrütze), um 7 Uhr abends wieder Kascha. Um 7 Uhr morgens, wenn geläutet wird, dürfen sie klingeln – hier ist der Knopf – falls Sie etwas Unaufschiebbares haben, aber wohlverstanden, nur im Notfall.» – «Kann ich jemanden sehen? Einen Vertreter unserer Gesandtschaft?» – «Erst nach Abschluß der Untersuchung.» – «Beginnen die Untersuchungen bald und gehen sie rasch vor sich?» – «Oho, an Untersuchung ist jetzt nicht zu denken, jetzt haben wir genug damit zu tun, zu verhaften. Die Untersuchung kommt dann später, vielleicht in einem Jahr, vielleicht in zwei.» – «Darf ich schreiben?» – «Wenn Sie Papier bekommen – ja.» Im Weggehen fragte er noch: «Sind Sie ein Deutscher?» – «Nein.» – «Österreicher?» – «Nein.» – «Ja, was sind Sie denn?» – «Schweizer.» – «Wie kommen Sie hieher?» – «Wegen Mißverständnis.» – «Haha, wegen Mißverständnis! Aus Mißverständnis erschießen wir jetzt!» und damit fiel die schwere Zellentür ins Schloß.

So, da war ich also. Was sollte nun aus meiner Frau werden? Nichts, aber auch gar nichts konnte ich für sie unternehmen. Die Angst und Sorge um sie drückte mich zu Boden. Daß ich selbst in Gefahr schwebte, war so nebensächlich, daß ich mich mit dem Gedanken gar nicht abgab.

Meine Zelle war ein drei Schritt breites und sieben Schritt langes Gewölbe, dessen Decke ich beim Strecken mit den Fingerspitzen berühren konnte. Sie war nicht ohne Bequemlichkeit, das heißt Klosett-einrichtung und Wasserhahn mit Becken waren vorhanden. Das Inventar bestand aus einem eisernen Klappbett mit alter, schmutziger, stinkender Seegrasmaträtze, ebenso stinkender Wolldecke und steinhartem, mit Seegras und Wurzeln gefülltem Kissen. Dem Bett gegenüber, an der andern Längsseite, war ein kleiner eiserner Klapptisch und Klappsitz. Neben der Tür ein kleiner, eiserner Kleiderrechen. Bett, Tisch, Sitz und Kleiderrechen waren an der Wand festgemacht. Außerdem war da: ein von Fett und Schmutz strotzendes Zinngeschirr, ein Holzlöffel, 1 Wasserbecher und in der Ecke beim Eingang an der Wand ein Heiligenbild. War die Zeit der Verpflegung gekommen, rannten die Verteiler mit ihren Kübeln unter Rufen, deren Tonfall je nach dem, was an der Reihe, verschieden war, die Galerien entlang. Kam Brot, schrien sie: Chlieb, Chlieb, Chlieb (Brot). Heißes Wasser:

Kipitok, Kipitok, Kipitok. Mittags: Obied, Obied (Mittagessen). Abends in tieferem Ton: Ushin, Ushin, Ushin (Nachessen). Man mußte hinter der Tür bereit stehen und – sowie die Klappe fiel, sein Geschirr hinaus strecken, sonst waren die Verteiler vorüber und man hatte das Nachsehen. Sein Eßgeschirr zu reinigen, blieb jedem Arrestanten selbst überlassen. Das meinige war mit einer dicken Schicht verkrusteten Schmutzes bedeckt und stank abscheulich. Aus dem ekelhaften Gefäß zu essen war undenkbar. Reinigen aber konnte ich es nicht. Dazu brauchte es groben Sand. Ich hatte auch sonst kein Instrument, die Schmutzkruste abzukratzen, kein Handtuch und zu wenig kochendes Wasser. Was ich bekam, brauchte ich kaltgeworden zum Trinken, denn ungekochtes Wasser durfte man in Petersburg der Typhusgefahr wegen nicht trinken. Ich mußte also auf Kohluppe und Kascha verzichten und mit einem Stück Brot und einem Becher Wasser vorlieb nehmen. Im Bett machten sich bald Wanzen und Läuse bemerkbar. Auf meine Reklamation hin äußerte sich der Aufseher, das seien meine eigenen, bei einem Gemütszustand wie dem meinigen entstehe gern Ungeziefer. Immerhin wolle er nachschlagen, vielleicht habe wirklich vor mir ein unsauberer Arrestant diese Zelle gehabt. Er scheint dies bestätigt gefunden zu haben, denn die Matratze wurde gewechselt und das Gestell mit siedendem Wasser übergossen. Jeden Tag, aber abwechselnd zu anderer Zeit, wurden die Arrestanten einzeln und nicht nach der Reihenfolge ihrer Zellen auf 15–20 Minuten in den Hof spazieren geführt. Vor der Zelle, die als nächstfolgende dran kam, kündete ein Wächter den Zeitpunkt durch den einmaligen Ruf: «Guljat» (Spazieren) an. Bald darauf wurde die Zellentür aufgeschlossen und der Arrestant von bewaffneten Soldaten des Konvois hinunter und später wieder in seine Zelle zurückgeführt. Gleichzeitig war auf einer Strecke nur ein Arrestant unterwegs und die Einzelhäftlinge kamen sich auf diese Weise nicht zu Gesicht. In der Mitte des Gefängnishofes war eine Umzäunung in Form eines großen liegenden Wagenrades, auf dessen Reif und Speichen Scheidewände aufgerichtet waren. Auf der Nabe, wo die Speichen zusammenlaufen, erhob sich ein turmartiger Aufbau mit Plattform, von der aus ununterbrochen in die Runde gehende, mit Säbel und Revolver bewaffnete Wächter die einzelnen zwischen den Scheidewänden spazierenden Arrestanten beobachteten. Das Regime Wasser und Brot bekam mir nicht. Von Tag

zu Tag wurde ich schwächer, die Beine zitterten mir. Ich hatte Mühe, die Treppe aus der 5. Etage nach unten und zurück zu gehen; ich mußte mich am Geländer halten. Aber auf die täglich 15 Minuten frische Luft wollte ich nicht verzichten. Der Hunger trieb mich einige Male zu versuchen, ob es vielleicht ginge, ohne an das ekelhafte Geschirr heranzukommen, aus der Mitte etwas Kohluppe und Kascha heraus zu lappen. Ausgeschlossen! Sowie ich das Gesicht dem Gefäß näherte, schlug es mich zurück. Am Ende meiner Kräfte angekommen, entschloß ich mich zu einer Eingabe an die Gefängnisverwaltung.

Man ließ mich kommen, und ich erfuhr dort verschiedenes, was geeignet war, meine Lage erträglicher zu gestalten. Alles Sachen, die der Aufseher mir verschwiegen hatte. Gegen Bezahlung gab es bessern Tisch und, was noch wichtiger war, das Eßgeschirr wurde in der Küche gereinigt. Dann gab es eine Bibliothek, aus der nach Katalog Bücher bezogen werden konnten. Es bestand eine Verkaufsbude für Bedarf Artikel, wie Zigaretten, Seife, Papier, Tinte usw. Zweimal wöchentlich durften die Arrestanten eine Liste einreichen und tags darauf wurden die geforderten Sachen, sofern sie nicht vom Reglement untersagt waren, zugestellt. Geld hatte ich bei mir gehabt bei meiner Einlieferung, es war in der Gefängniskanzlei deponiert. Ich konnte mir somit ein ordentliches Essen verschaffen. Zu Mittag gab es ein Fleischgericht: an Sonntagen jeweilen sogar Hühnchen. Morgens bestellte ich mir ein oder zwei Flaschen Milch und Weißbrot, abends stets Semmelmus. Das Essen wurde durch die Türklappe hinein gereicht und das Geschirr auf demselben Weg zum Reinigen wieder entgegengenommen. Gegessen mußte direkt aus dem Gefäß werden, in dem das Essen gebracht worden war. Teller und Metallbestecke gab es nicht. Messer und Gabeln aus Bein waren gestattet und aus der Verkaufsbude erhältlich, sie taugten aber nichts. Die Messer waren ganz klein und total stumpf, und die Gabelzinken brachen schon bei mäßigem Druck. Ich mußte das Fleisch also mit Zähnen und Fingern zerreißen. Als wahre Wohltat empfand ich, wieder rauchen zu können. Es hatte mir mehr als das Essen gefehlt. Meinen trüben Gedanken nachhängend, rauchte ich nun vom Morgen früh bis abends spät. Die Bibliothek benutzte ich nicht, mein Sinn war nicht auf Zerstreuung gerichtet. Es wäre mir ganz unnatürlich vorgekommen, mich abzulenken von dem Gedanken an das Schicksal meiner Frau, der mich keinen Augenblick verließ. Das

Bewußtsein, daß Bemühungen um sie es gewesen, die mich hieher gebracht hatten, war für mich ein Trost.

Das bestellte Schreibpapier wurde dem Arrestanten nicht in die Zelle geliefert, sondern beim Aufseher deponiert, von dem er es blattweise beziehen konnte. Die empfangene Anzahl Blätter mußte am gleichen Abend beschrieben, leer oder verdorben zurückgegeben werden.

Seit meiner Verhaftung trug ich die gleiche Wäsche, während zu Hause mein Vorrat unbenutzt im Schrank lag. Man brauchte das Nötige bloß zu holen. Wie mochte es überhaupt in der Wohnung nach der Haussuchung aussehen? Hatte man, da ich die Schlüssel bei mir trug, die Schlosser aufgebrochen und die Türen später offen gelassen? Kleider und weiche Möbel waren für den Sommer gut gegen Motten geschützt gewesen. Und jetzt? Kaum anzunehmen, die Polizei habe es sich angelegen sein lassen, die Sachen wieder gut zu versorgen, nachdem sie alles durchwühlt hatte. Und die Blumen? Meiner Frau Lieblinge, die mußten doch jeden Tag begossen werden. Früher hatte ich mich nie um sie gekümmert, jetzt auf einmal gingen sie mir nahe, besonders eine Pflanze, die sie ihren Lebensbaum genannt hatte.

Ich hätte gern einen Bekannten mit Aufträgen in die Wohnung geschickt, aber eine derartige Mission war heikel, weil nähere Beziehungen zu einem der Spionage Angeklagten den Beauftragten in eine fatale Lage bringen konnten. Ich durfte sie auch nicht jedem zumuten, und nicht jeder wäre ihr gewachsen gewesen. Es brauchte dazu einen dienstfertigen, umsichtigen und couragierten Freund, der auch vor einer Auseinandersetzung mit der gefürchteten Geheimpolizei nicht zurückschrecken würde. Für einen solchen hielt ich meinen Kollegen von der Bank, Alexei Ewgrafiewitsch Wlassow. Er war Essaul (Rittmeister) des Leibgarde-Kosakenregiments seiner Kaiserlichen Majestät, hatte den Dienst quittiert (wie verlautete nach einem Roman), war aber nach wie vor mit dem Regiment und seinen Regimentskameraden eng verbunden und nahm auch an dem jährlich wiederkehrenden Regimentsfest teil. Ihm schrieb ich. Ich bat ihn, in die Wohnung zu gehen und mir von dort Wäsche und einen Vorrat an eigenen Zigaretten, die ich aus einer bestimmten Sorte Tabak herstellen ließ, zu bringen, den Hausportier zu beauftragen, die Wohnung instand zu setzen und zu erhalten, bis meine Frau oder ich zurückkehre, und ihm einzuschärfen, ja nicht zu vergessen, die Blumen zu pflegen.

Wenige Tage darauf betrat der Aufseher mit einem fremden Mann meine Zelle. Ohne ein Wort zu sagen, begann dieser mir Maß zu nehmen. «Was hat das zu bedeuten?» frug ich. «Wir bauen Ihnen Wäsche», gab der Aufseher zurück. «Gut, dann baut halt.» Die plötzliche Sorge um Leibwäsche mußte mit dem Wlassow gegebenen Auftrag zusammenhängen. Meinen Brief hatte er also bekommen, offenbar war es ihm aber nicht möglich gewesen, in die Wohnung zu kommen. Später erfuhr ich: nach Empfang des Briefes war Wlassow nicht direkt in meine Wehnung gegangen. Als überlegender Mensch hatte er sich vorerst zur Geheimpolizei begeben, um zu erfahren, ob es möglich sei, meine Aufträge auszuführen. Nun interessierte sich die Geheimpolizei angelegerlich um Wlassow selbst und seine Beziehungen zu mir. Warum ich gerade ihn beauftragt hätte und nicht jemand anders? Man machte Miene, ihn gleich dort zu behalten, änderte aber den Ton, als Wlassow sich als Essaul jenes Eliteregiments der Garde zu erkennen gab. «Euer Wohlgeboren waren gut beraten, sich vorerst zu uns zu bemühen, andernfalls wären Sie jetzt dort, wo Balzer ist, denn jeder, der seine Wohnung zu betreten sucht, wird verhaftet!» sagte man ihm. Wlassow ließ es mit der Beschaffung von Leibwäsche nicht bewenden. Durch Einzahlungen sorgte er dafür, daß in meinem Depot bei der Gefängniskanzlei stets genügend Geld vorhanden war.

Mit dem anbefohlenen Kehren und Wichsen des Asphaltfußbodens meiner Zelle hatte es seine Schwierigkeiten. Zum Kehren hatte ich nur den Stumpf von einem Besen, aus dem mehr Staub heraus kam, als er zusammenwischte. Zum Wichsen hatte ich überhaupt nichts. Trotzdem machte mir der Aufseher wegen des Aussehens des Bodens Vorwürfe. Auf meine Frage, mit was für Mitteln denn eigentlich der verlangte Zustand des Bodens erreicht werden solle, bekam ich Wachs und eine Handbürste. Ungeachtet meines guten Willens und aller Mühe, die ich mir gab, war es nicht möglich, den Aufseher zufriedenzustellen. Ich machte geltend, weder von Geburt noch Beruf Dielenbohner zu sein, mit meinen Leistungen als Anfänger aber dürfe er schon zufrieden sein. Ich verfiel nun auf die Idee, wenn ich sowieso keine Anerkennung finde, mir die Sache bequemer zu machen und setzte den Fußboden einfach unter Wasser, indem ich den Hahn öffnete. Ich bekam dafür einen scharfen Verweis mit der Androhung von Disziplinarstrafe, falls ich mir noch das geringste zuschulden kommen ließe. Da meine Arbeit

doch niemandem Freude machte, fragte ich einen der Wächter, die abwechslungsweise allabendlich kamen, den tagsüber in der Zellenecke zusammengefegten Kehricht hinauszuschaffen, ob ich mich nicht irgendwie davon losmachen könne. Gewiß sei dies möglich; gegen Bezahlung werde das Kehren und Wichsen der Böden andern Arrestanten übertragen; ich müsse zu dem Zweck ein Gesuch einreichen, belehrte mich der Wächter. Ich tat es; dasselbe wurde aber abschlägig beschieden.

In den Petersburger und Moskauer Zeitungen war zu lesen: «Der Inspektor der Russisch-Asiatischen Bank und Korrespondent österreichischer Zeitungen, Peter Balzer, ist wegen Spionage in Petersburg verhaftet worden.» Meiner Lebtag hatte ich noch keine Zeile in irgend eine Zeitung geschrieben.

Von obiger Notiz erhielt ich Kenntnis durch Briefe von Freunden – Russen und Polen – aus Kronstadt, von der Front und aus Filialen, die meiner Kontrolle unterstanden. Sie waren über die Nachricht bestürzt, fürchteten sich aber nicht, sich offen zu mir zu bekennen, versicherten mich, daß sie an keine Schuld meinerseits glaubten und überzeugt seien, daß ein Mißverständnis vorliege, welches sich hoffentlich bald aufkläre. Meine Verwandten in Moskau traf die Nachricht wie ein Schlag aus heiterem Himmel, obwohl ich sie seinerzeit auf die Möglichkeit vorbereitet hatte. Mein Schwager Oscar bat den Schweizer Konsul Grether, den wir beide aus langjähriger Dienstzeit in seinem Geschäft sehr gut kannten, Schritte zu meinen Gunsten zu unternehmen, fand aber kein Gehör. Von meinem 13jährigen Töchterchen bekam ich rührend besorgte Briefe. Sie seien immer noch ohne jegliche Nachricht von Mama und Babuschka. Onkel Oscar gebe sich alle erdenkliche Mühe, sie ausfindig zu machen, habe aber bis zur Stunde nichts erreicht. Sie bete wacker und morgen gehe sie für uns zu den Sakramenten. Sämtliche Briefschaften wurden natürlichzensuriert. Sie brauchten 14 und mehr Tage bis zu mir.

Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend ohne Beschäftigung, meinen trüben Gedanken überlassen, wurde mir die kleinste Abwechslung zum Ereignis, so das Aufschreiben und Abgeben der getragenen Wäsche, Entgegennahme und Kontrolle der gewaschenen, alle 14 Tage der Besuch des Badezimmers (unter Aufsicht natürlich), des Coiffeurs, der in einer entfernteren Zelle installiert war. Einmal bekam ich vom

Aufseher einen Ausputzer, weil ich mir die Haare mit der Maschine ganz kurz hatte schneiden lassen. Ich hatte scheints nicht das Recht, den auf der Photographie fixierten Haarschnitt zu ändern. Oft kletterte ich trotz Warnung zum Gitterfenster hinauf. Auf dem Hof spalteten Arrestanten Holz oder verrichteten andere Arbeiten. Gar zu gern hätte auch ich eine Beschäftigung an der frischen Luft gehabt. Es wurde mir aber erklärt, das sei ausgeschlossen.

Traf es sich, wenn ich zum Spazieren hinunter oder zurück begleitet wurde, daß ausnahmsweise ein anderer Häftling vor oder hinter mir unterwegs war – gleich hielt mein Begleiter mich zurück oder trieb mich an. Einmal passierte es, daß mein Begleiter unterwegs plötzlich verschwunden war. Ich betrat meine Zelle. Niemand schloß sie hinter mir ab. Ich traute meinen Sinnen kaum. Immer mußte ich die offene Tür anstarren. Ein unbeschreiblich wohliges Gefühl überkam mich. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, die erste Schwierigkeit für eine Flucht wäre behoben. Im Ernst hätte ich keinen Versuch dazu gemacht, auch wenn alle Türen offen gestanden hätten. Nach einiger Zeit tauchte der Aufseher auf. Er schien gar nicht erstaunt, die Zelle offen zu finden. Ich sagte ihm: «Ich bin dann immer noch da. Sie können die Tür ruhig weiter offen lassen, ich laufe Ihnen nicht davon.» Ohne ein Wort zu verlieren, schloß er mich ein. War das Zufall, Nachlässigkeit von seiten meines Begleiters oder Provokation des Aufsehers gewesen, um mich zu einem unüberlegten Schritt zu verleiten?

Eines Tages brachte der Aufseher ein Papier, das ich zu unterschreiben hätte. Es war die Mitteilung der Geheimpolizei, sie habe mich der Gendarmerie überwiesen und ich befände mich von jetzt an in deren Gewalt. Ich frug ihn, ob das als ein gutes oder schlechtes Zeichen aufzufassen sei. «Natürlich ein schlechtes», antwortete er. «Ja, warum denn?» – «Ganz einfach, wäre die Geheimpolizei zur Überzeugung gekommen, daß nichts an der Sache sei, dann hätte sie Sie in Freiheit gesetzt. Der Umstand, daß die Geheimpolizei Sie dem Prokurer übergeben hat, beweist gerade das Gegenteil.» – «Ja glaubt sie denn wirklich, einen Beweis für meine Schuld gefunden zu haben?» – «Das nicht, sonst hätte man Sie schon längst aufgehängt. Man übergibt Sie dem Prokurer, um die Sache weiter zu verfolgen, und der wird schon etwas finden, es sind schon andere Zusammenhänge aufgedeckt worden.» Im Gegensatz zum Aufseher waren die Gefängniswächter, mit

denen ich in Berührung kam, durchaus nicht gehässig. Einfache, gutmütige Leute, die nicht gleich durch ihr Verhalten zeigten, daß sie mich für einen Verbrecher hielten. Es war ihnen nicht gestattet, sich mit Einzelhäftlingen in ein Gespräch einzulassen, aber durch Zigaretten, die ich ihnen zusteckte, wenn sie abwechselnd abends kamen, den zusammengefegten Kehricht aus meiner Zelle wegzuschaffen, machte ich sie mir gewogen.

Bei meiner Abgeschiedenheit hatte ich einfach das Bedürfnis, mit einem fühlenden Menschen zu sprechen. Unter ihnen war besonders ein junger Mann, der noch nicht abgestumpft schien. Hatte dieser die Tour, dann beeilte er sich nicht, von meiner Zelle wegzugehen. Unauffällig, nur von Zeit zu Zeit rasch einen Blick nach rechts und links werfend, plauderte er mit mir auf der Schwelle. Ich schien ihm leid zu tun, und er suchte mich zu trösten. Einmal sagte er mir: «Du bist so traurig, mußt Dich nicht grämen, nur in der ersten Zeit fällt es Dir schwer. In zwei, drei Monaten wirst du dich schon daran gewöhnt haben, und es geht dann leichter.» Ein andermal bemerkte er: «Man läßt Dich aber lange hier. Die Nachbarn, die Du anfänglich hattest, sind beide schon weg.» Und dann nach einem Überlegen: «Vielleicht ist es so besser für Dich, es ist nicht immer gut, wenn man früh aus der Zelle kommt.»

Abend für Abend, immer erst nach der Essenszeit, wurde die tiefe Stille, welche nun in dem hohen, hallenden Raum herrschte, durch Pochen unterbrochen. Anfänglich kam es kurz, abgerissen, wie eine Anfrage oder Anregung, worauf auf gleichem Wege von irgendwo her geantwortet wurde. Auf diese Fühlungnahme folgte eine Klopfkonzversation, bei welcher einzelne Schläge in längern und kürzern Intervallen abwechselten mit Gruppen bald rascher, bald weniger rasch aufeinander folgender Schläge, bald lauter, bald leiser. Mitunter entstand, wenn gleichzeitig verschiedene Gespräche geklopft wurden, ein so lebhafter Betrieb, daß man sich in einem mit mehreren Apparaten arbeitenden Telegraphenamt glauben konnte. Wie sich die einzelnen Korrespondenten in dem Wirrwarr von Schlägen zurecht fanden, ist mir nicht klar. Nichts verriet, daß die Aufsicht der Geheimunterhaltung der Häftlinge nachgegangen wäre. Es ist aber anzunehmen, daß sie es im Besitze von Schlüsseln im Interesse der Untersuchung doch getan hat und darum nicht eingeschritten ist.

Hinsichtlich meiner Stelle bei der Bank hatte ich alle Ursache, be-

sorgt zu sein. Danach, wie es andern ihrer Nationalität oder bloß ihres Familiennamens oder vermeintlicher Sympathie für die Zentralmächte wegen ergangen war, war nicht anzunehmen, daß die Bank es für möglich erachte, einen Beamten weiter zu behalten, der unter dem Verdacht der Spionage verhaftet worden war. Und doch war dem so, wie ich später erfahren habe. In einer Sitzung des Verwaltungsrates, der aus Russen und Franzosen bestand, kam die einmütige Übereinstimmung zum Ausdruck, daß ich schuldlos sei und ein Irrtum vorliegen müsse. Es wurde beschlossen, daß in meinem Dienstverhältnis während der Dauer der Untersuchungshaft keine Änderung zu treffen sei und bis dahin meine Gage unverändert weiterlaufe. Die Bank war bereit, Käution für mich zu leisten; es stellte sich aber heraus, daß provisorische Freilassung gegen Käution bei politischen Häftlingen, und als solcher galt ich, nicht zulässig sei. Als die Bank durch ihre Beziehungen in Erfahrung gebracht hatte, daß meine Sache schlecht stehe und das Schlimmste zu befürchten sei, begab sich der Direktor der Direction des Succursales, Alexander Emanuilowitsch Solowetschik, auf die Schweizerische Gesandtschaft, machte sie darauf aufmerksam, daß ich in großer Lebensgefahr sei und forderte sie auf, ernstlich etwas für meine Rettung zu unternehmen. Die Antwort, die er darauf erhielt, ist kaum glaublich – aber wahr –. Man sagte Solowetschik, die Sache scheine keine lautere zu sein, und er tue in seinem eigenen Interesse besser, sich derselben nicht anzunehmen. Solowetschik erzählte es mir am Morgen nach meiner Freilassung; er nannte mir auch den Namen des betreffenden Herrn, bat mich aber, ihn deswegen nicht zur Rede zu stellen, da dieser es offenbar gut mit ihm gemeint hatte.

Ununterbrochen beschäftigte mich der Gedanke, was wohl aus meiner Frau geworden sei, ob es nicht trotz meiner Abgeschiedenheit einen Weg gebe, ihr zu helfen, ob andere in meiner Lage nicht einen solchen gefunden hätten. Immer wieder meine Ohnmacht ein sehend, leistete ich ein Gelübde. Ich versprach, wenn der Herrgott meine Frau gesund zurückbringe, mich ein Jahr lang des Rauchens und des Genusses geistiger Getränke zu enthalten. Über den Sorgen um meine Frau war ich bis anhin wenig dazu gekommen, mir wegen meines eigenen Schicksals Gedanken zu machen. Die Zeit verstrich. Wiederholt eingereichte Gesuche um Beschleunigung der Untersuchung und um ein zweites Verhör waren ohne Erfolg geblieben. Ich wurde nervös

und nervöser. Die Nächte brachten mir keine Ruhe, keine Entspannung

Nacht für Nacht wurde das elektrische Licht in meiner Zelle x-mal von außen eingeschaltet, um mich durch das heimliche Guckloch zu beobachten. Das grelle Licht weckte mich auf und bald konnte ich in Erwartung der folgenden Störung ein zweites Mal überhaupt nicht mehr einschlafen. Eine Nacht hinterließ mir einen tiefen Eindruck, den ich lange nicht los wurde; der eine meiner neuen Zellennachbarn tobte und brüllte die Nacht hindurch wie ein wildes Tier. Vielleicht hatte er sein Urteil vernommen und war darüber wahnsinnig geworden. Gegen Morgen hörte ich seine Zellentüre gehen, und dann wurde es still. Als abends der Wächter zum Kehrichtabholen kam, fragte ich ihn, was mit dem Mann gewesen sei, daß er so geschrieen habe. Er sah mich vielsagend an und gab die zweideutige Antwort: «Er wird sich nun schon beruhigt haben.»

Ich war in der denkbar traurigsten Gemütsverfassung. Ein Traum, den die Tante meiner Frau in den letzten Tagen vor unserer Abreise aus Kuokkala gehabt und der ihr große Angst um die Unsriegen im Ausland verursacht hatte, kam mir in den Sinn. Sie hatte meine Frau mit ihrer Mutter in einer russischen Kirche, ganz in Trauer gekleidet, mit brennenden Kerzen in den Händen an einer Totenbahre stehen sehen. Damals hatte ich der Tante auszureden gesucht, daß dieser Traum so gedeutet werden könne, es sei den Unsriegen etwas zugestanden, höchstens noch der dritten Person, um die sie trauerten. Jetzt dachte ich: «Wohlmöglich, daß jene dritte Person im Traumbilde ich selber war.» In dieser aufgeregten Zeit, wo man hinter allem Spionage witterte, war auf eine ruhige, sachliche Prüfung schwer zu rechnen und eine voreilige Justiz leicht möglich. «Der See will seine Opfer haben.» Vielleicht waren unter den fremden Personen im Vorzimmer der österreichischen Gesandtschaft russische Spione gewesen, die das in ihrer Gegenwart mit Loster geführte Gespräch verdächtig gefunden und mit ihren eigenen Zutaten gemeldet hatten. Die wiederholten, wenig ermutigenden Andeutungen des Aufsehers vom Erschießen und Aufhängen wirkten nach. Die schlaflosen Nächte, die Begebenheit mit meinem Zellennachbarn, dessen Erledigung für mich als Tatsache feststand, trugen das ihrige dazu bei; ich machte mir über den Ernst meiner Lage keine Illusionen. Und je länger es dauerte, desto mehr

schwand die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Bis ich zuletzt zur Überzeugung gekommen war, daß es von hier weg nur zum Galgen gehe. Wäre mir damals der Bescheid bekannt gewesen, den Herr Furrer in der Ochrana erhalten hatte, ich hätte nicht fester davon überzeugt sein können. Dort hatte man ihm nämlich erklärt: «Balzer ist ein nichtsnutziger Mensch. Wir haben ihn dem Staatsanwalt übergeben. Der kommt nicht mehr heraus». Ich suchte mich mit dem Gedanken, zu sterben, abzufinden. Um das nur wollte ich bitten, nicht die schmähliche Todesart durch den Strang anzuwenden. Ich überlegte, was mir in der kurzen Frist zwischen Verkündung und Vollstreckung des Urteils zu tun übrig bleibe. Damit rechnend, daß ich in der Aufregung das eine oder andere vergessen könnte, setzte ich mich auf den Bettrand und machte mir auf dem Boden einer Zigarettenenschachtel Notizen.

Dieser Tiefstand in meiner Verfassung war nicht bleibend; ohne sichtliche Ursache, ganz von selbst, besserte sich meine Stimmung. Einige Tage darauf erhielt ich von Wlassow die schriftliche Mitteilung, in der Zeitung stehe folgende Nachricht: «Der deutschen Gefenschaft entgangen. Frau Staatsrat Nathalie Egorowna Spieß und Ottolie Bogdanowna Balzer befinden sich in Lausanne im Hotel Mercédes.» Vorbei war mit einem Schlag aller Trübsal. Nun konnte noch alles gut werden. Am selben Tag wurde mir noch ein Telegramm von meinem Schwager Oscar aus Moskau übergeben. Der Mitteilung, daß und wo er die Unsigen ausfindig gemacht, war beigelegt, er bemühe sich nun, ihnen Geld zu überweisen. Nachdem ich das Telegramm zum so und sovielten Mal gelesen, blieb mein Blick an der Adresse haften. Petrograd? Was soll das bedeuten? Wir sind doch in Petersburg! Also hat man die Stadt umgetauft? Ob das wohl viel zum Siege beitragen wird?

Nach Verlauf einer weitern Spanne Zeit berichtete mir die Schweizerische Gesandtschaft, sie habe erfahren, meine Frau sei von Lausanne nach Brindisi und von dort mit einem griechischen Dampfer weitergereist. Die Form, in welcher die Mitteilung erfolgt war, verdient festgehalten zu werden.

Auf einem Blatt drei Zeilen Maschinenschrift. Anrede: dem Arrestanten Peter Balzer. Kein Gruß, keine Unterschrift. Aha, die Gesandtschaft schämt sich meiner, rückt von mir ab, fürchtet sich zu compromittieren, wenn sie mir gegenüber die einfachsten Anstandsregeln

beobachten würde. Empört hat es mich. Ich habe das Schreiben aufbewahrt, um es später in die Schweiz mitzunehmen, mußte es aber mit andern Papieren in Moskau zurücklassen, als ich Ende 1921 Rußland verließ.

Ein zweites Telegramm meines Schwagers brachte die Nachricht, die beiden Frauen seien am 1. September in Odessa angekommen und würden in einigen Tagen in Moskau eintreffen. Sie konnten und mußten schon da sein, die Zensur hatte das Telegramm zurück behalten. Ich war nun der glücklichste Mensch von der Welt, trotz Gefangenschaft. Meine Zelle bekam ein ganz anderes Gesicht. Sie kam mir freundlicher, wohnlicher vor. Ich wollte sie aber noch wohnlicher gestalten und breitete mein Badelaken als Decke über den Klapptisch aus. Der Aufseher hatte kein Verständnis für «Schmücke dein Heim» und befahl mir, das Zeug wegzutun.

Der Herrgott hatte mein Gelübde angenommen und seinen Teil erfüllt; nun lag es an mir. Gar zu gern hätte ich den Beginn der Rauchabstinenz hinausgeschoben, denn zur Zeit starker Gemütserregung ist das Rauchen unentbehrlicher als sonst. Aber ich sagte mir: «Weiß Gott, welchen Ausgang deine Sache nimmt und ob du überhaupt noch ein Jahr vor dir hast. Um, soweit es von dir abhängt, die Verpflichtung zu erfüllen, mußt du sofort Schluß machen. Ich schmiß die brennende Zigarette weg und übergab meinen Vorrat den Wächtern. Etwas anderes war es mit dem Alkoholabstinent gelübde. Da hielt ich mich nicht für berechtigt, dasselbe von jetzt an, wo mir die Möglichkeit zum Genuß fehlte, zu datieren.

Mit der Besserung der Stimmung stellte sich die Lust zur Lektüre als Zeitvertreib ein. Ich ließ mir aus der Arrestantenbibliothek Bücher bringen, las Karasin, die Novellen von Sienkiewicz und zum so und so vielen Mal seine historischen Romane. Am meisten Zerstreuung verschaffte mir Leikin mit seinen nicht übersetzbaren köstlichen Erzählungen «Die Unsrigen im Ausland», in welchen der Humorist die drolligen Abenteuer und Verlegenheiten schildert, welche ein typisch russischer Kaufmann und seine Ehehälfté, deren einzige fremdsprachliche Kenntnisse bei ihm in «Gegorenem», bei ihr in «Zimmerworten» bestanden, auf ihrer ersten Vergnügungsreise im Ausland erlebten. Die Bücher waren in einem so unappetitlichen Zustand, daß ich sie nur

mit den Fingerspitzen zu berühren wagte und zum Blattwenden mich eines Zündhölzchens bediente.

Auf Regen folgt Sonnenschein, aber auch umgekehrt, auf eine Reihe von Tagen voller Zuversicht folgte aufs neue Unrast, Befürchtungen und Trostlosigkeit. Seit der Ankunft meiner Frau in Odessa waren schon mehr als zwei Wochen vergangen und ich hatte seither nichts über sie erfahren. Es drängte sich mir der Gedanke auf: «Vielleicht hat man auch sie verhaftet. Ahnungslos in Moskau angekommen, wird sie dort mein Mißgeschick erfahren haben, fuhr gleich weiter und wurde hier von der Ochrana in Empfang genommen, ohne daß die Verwandten in Moskau etwas davon wissen. Vielleicht ist sie jetzt schon in demselben Gefängnis wie ich und macht nun dieselben traurigen Erlebnisse durch wie ich, besonders wenn ihr nach der Reise kein Geld geblieben ist». Am gleichen Tag noch schrieb ich meinem Schwager Oscar nach Moskau, falls dieser Brief rechtzeitig eintreffe, solle er meine Frau nicht allein weiterreisen lassen, sondern sie unbedingt begleiten und genügend Geld mitnehmen, da ich sie, solange meine Haft dauere, nicht damit versehen könne. Sollte sie aber schon weg sein und Nachrichten von ihr ausbleiben, dann solle er nachsehen kommen; denn nach den Strapazen und Aufregungen der weiten Reise wäre es nicht verwunderlich, wenn sie krank geworden wäre. Deutlicher durfte ich nicht werden. Oscar würde schon verstehen, zwischen den Zeilen herauszulesen, was ich befürchtete. Vom Fenstergitter meiner Zelle aus und während des Spaziergangs im Hof beobachtete ich nun heimlich, aber scharf alle Zellenfenster in meinem Blickfeld, ob ich sie nicht an einem derselben entdecken könnte.

Eines Tages führte man mich hinunter in eine im Parterre gelegene Zelle. Dort warteten zwei Herren; der eine, ein Oberst der Gendarmerie namens Scherschow, hatte ein gutmütiges Gesicht, der andere, ein Zivilist mit nicht russischem Namen, war der Gehilfe des Staatsanwaltes. Dieser machte Augen, als wolle er mich durchbohren. Nachdem die mir gestellten Vorfragen beantwortet waren, verlas der Oberst den Anklageakt. Darin wurde ich beschuldigt, Erkundigungen über russische Truppen, deren Zusammensetzung, Stärke und Bewegungen zur Weitergabe an eine feindliche Macht eingezogen zu haben. Ich traute meinen Ohren nicht, unterbrach den Oberst, protestierte gegen die Anschuldigungen und versicherte, daß an all dem kein wahres Wort

sei. Scherschow erwiderte gelassen: «Dessen sind Sie angeklagt. Damit ist noch nicht gesagt, daß Sie es wirklich getan haben.» Dann fuhr er in der Lesung fort. Es folgten weitere Anschuldigungen. Die bereits vernommenen waren aber so ungeheuerlich, daß ich mich von ihnen nicht losreißen konnte und nicht imstande war, den übrigen ruhig zu folgen. Ich erfaßte nur im allgemeinen, daß alles auf Spionage und verbrecherische Verbindung mit dem Feind hinauslief. Von den Loster übergebenen Briefen war gesagt, aus dem Umstand, daß alle eines Inhaltes waren, sei zu schließen, daß geheime landesverräterische Mitteilungen dahinter steckten. Ganz mechanisch prägten sich mir bestimmte Paragraphen-Nummern der Strafbestimmungen ein. Wie mir später der Juriskonsul unserer Bank, Hauptmann Wrezossek, Mitglied eines Militärgerichts, bestätigte, sahen sämtliche Todesstrafe vor. Nach Verlesung der Anklage stellte der Gehilfe des Staatsanwaltes die Frage, ob ich geständig sei. Ich verneinte es. Die beiden Herren waren aber gewiß schon so daran gewöhnt, auch von tatsächlich Schuldigen auf diese Frage ein «Nein» zur Antwort zu bekommen, daß die Unschuldsbeteuerungen eines Schuldlosen wirkungslos bleiben müssen, sagte ich mir. Im weiteren Verlauf hatte ich Auskunft zu geben über alles Mögliche und Unmögliche: über mein Leben und Treiben, seitdem ich in Rußland war, das heiß seit 1889, an welchen Orten ich niedergelassen war, wie lange, wozu; über meine Einkünfte und etwaige Passionen; über meinen geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehr, meine Bekanntschaften in Militärkreisen, politische Einstellung, Sympathien und Antipathien; wie oft ich ins Ausland gereist, wohin, wann, zu welchem Zweck, mit wem ich dort in Berührung gekommen sei usw. Es fiel mir nicht schwer, dem Verlangen nach Referenzen zu entsprechen. Dabei bewahrte mich eine höhere Macht davor, eine Persönlichkeit zu nennen, deren nähere Bekanntschaft für mich damals von Wichtigkeit gewesen, im Zusammenhang mit den späteren Ereignissen mir aber nachträglich noch hätte verhängnisvoll werden können. Nicht bewußt, oder gar absichtlich, unterließ ich es. Sie fiel mir im gegebenen Moment einfach nicht ein. Es betrifft dies meine Bekanntschaft mit dem Gendarmerie-Oberst Mjässojedow. Während seiner Dienstzeit als Chef der russischen Grenzwache in Wirrballen war Mjässojedow mit gekrönten Fürstlichkeiten, die an den Hof nach Petersburg fuhren, in Berührung gekommen, wiederholt auch Gast Kaiser Wilhelms bei des-

sen Jagden auf seinen im Grenzgebiet gelegenen Besitzungen. Bei solchen Gelegenheiten wurden ususgemäß Orden und Porträts verliehen.

Vor Einrichtung der Ochrana hatten deren Aufgaben zum Dienstbereich der Gouvernementsgendarmerie als Organ des Polizeidepartements gehört. Die Bespitzelung der Armee durch die Polizei, dazu häufig noch unter Anwendung unsfairer Mittel, hatte zu unliebsamer Spannung geführt. Um Reibungen zu vermeiden, wurde auf Démarche des Kriegsministers Ssuchomlinow beim Innenminister Stolypin die Kommandierung eines besondern Gendarmerieoffiziers zur Verfügung des Kriegsministers beschlossen. Dieser Offizier sollte die dem Kriegsminister vom Innenministerium direkt zugesandten geheimen Agentennachrichten über politische Unzuverlässigkeit von Offizieren nach den persönlichen Anweisungen des Kriegsministers und ohne jegliche Beteiligung des Polizeidepartements sorgfältig, objektiv und allseitig nachprüfen, ehe der Kriegsminister weitere Maßnahmen ergriff. Stolypin hatte es Ssuchomlinow überlassen, sich den betreffenden Offizier selbst auszusuchen und es entfiel dessen Wahl auf den bestqualifizierten und ihm bestens empfohlenen Obersten Mjässojedow. Durch seine Enthüllung provokatorischer Machenschaften schuf sich Mjässojedow im Polizeidepartement einen Feind, der von Rachedurst beseelt war und sich die größte Mühe gab, ihn zu kompromittieren, doch ohne ernst zu nehmende Unterlagen zu haben, wie Ssuchomlinow in seinen «Erinnerungen» schreibt.

Es setzte gegen Mjässojedow ein wüstes Kesseltreiben ein, als dessen treibende Kraft der Dumaabgeordnete Gutschkow sich nicht genug tun konnte. Derselbe Gutschkow, der später als Kriegsminister in der provisorischen Regierung Kerenskys durch seinen unheilvollen Prikas Nr. 1 die Disziplin im Heer untergrub. Ohne den geringsten Beweis und Anhaltspunkt wurde Mjässojedow der Spionage und des Verrats bezichtigt. Es kam zwischen Mjässojedow und Gutschkow zum Pistolenduell. Den Redaktor der Wetschernoje Waemija, Boris Ssuworin, züchtigte Mjässojedow beim Pferderennen öffentlich auf der Tribüne mit der Reitpeische. Die beispiellose, schmähliche Hetze gegen Mjässojedow kam der Obersten Heeresleitung mit dem Generalissimus, dem Großfürsten und Oheim des Zaren, Nicolai Nicolaiewitsch, gelegen. Die Ursache der in Ostpreußen erlittenen Niederlage mußte der darüber bestürzten Öffentlichkeit in einer Weise glaubhaft gemacht werden, die keine Spur von Schatten auf das Prestige der Obersten Heeresleitung mit Nicolai Nicolaiewitsch an der Spitze fallen ließ. Um die eigene Unzulänglichkeit nicht eingestehen zu müssen, griff man zu dem in Kriegszeiten bei Mißerfolgen beliebten Mittel, die Katastrophe mit Verrat zu erklären. Mjässojedow wurde verhaftet, außer ihm noch verschiedene andere, vorwiegend Juden. Weiter erfolgte der Befehl, den Fall unverzüglich einem eigens hiefür gebildeten Feldgericht zu übergeben, ihn schnell und energisch zu erledigen und das Urteil zu vollstrecken, ohne es zur Bestätigung vorzulegen. Das Feldgericht verurteilte drei Angeklagte zum Tode und drei weitere zu Zwangsarbeit. Die übrigen acht sprach es von Schuld frei, darunter Mjässojedow. Damit gab sich die Oberste Heeresleitung aber nicht zufrieden. Nicolai Nicolaiewitsch erteilte den Befehl, das Urteil nur in bezug auf die zum Tod Verurteilten als bestätigt anzusehen, die übrigen aber erneut durch ein Bezirkskriegsgericht abzurichten, da sie nach seiner Meinung trotzdem Spione seien. Im Befehl war zudem gesagt: «Bürgerliche Verteidiger sind unter keinen Umständen zuzulassen und alle Maßnahmen zu treffen für die richtige Zusammensetzung des Gerichts und für die Ernennung eines erfahrenen Anklägers. Das Bezirkskriegsgericht urteilte erneut Menschen ab, von denen acht nach dem Urteil des Feldgerichts von Warschau unschuldig waren und fällte fünf neue Todesurteile. Zu den zum Strang Verurteilten gehörte Mjässojedow und der Kaufmann und Gutsbesitzer Otto Riegert in Wilna. Ich kannte den einen wie den andern sehr gut. Beides waren Ehrenmänner, und ich bin fest davon überzeugt, daß sie vollkommen unschuldig gehängt worden sind. Mjässojedow und Riegert waren an zwei Schwestern Hollstein verheiratet, und ich hatte während meines vierjährigen Aufenthaltes in Wilna als Vizedirektor der Russisch-Asiatischen Bank gesellschaftlich viel in der Familie Riegert und bei ihren Verwandten und Bekannten verkehrt. Nach der Tragödie suchte uns ihre Tochter Malja in Petersburg auf und erzählte den ganzen Jammer. Beim Abschiednehmen vor der Exekution hatte Riegert

seine Frau beauftragt, den Kindern zu sagen, sie dürften ruhig und frei jedermann in die Augen schauen, er habe ihren Namen nicht befleckt und sterbe vollkommen schuldlos.

Nachdem ich zu Ende verhört war, kam hinter dem Prokurer der Mensch zum Vorschein. Er sagte: «Wir werden nun Ihre Aussagen aufs genaueste prüfen. Wenn sie sich in allen Teilen als richtig erweisen, dann glaube ich, wird man Sie freilassen. Ich betone aber ausdrücklich, das ist nur meine persönliche Meinung. Es hängt keineswegs von mir ab. Sie sind an allem selbst schuld. Wie konnten Sie nur so unvorsichtig sein, nach dem Verschwinden von Loster in die österreichische Gesandtschaft zu telephonieren und von Ihrem Auftrag an Loster zu sprechen? Selbstredend war dort bereits die Geheimpolizei und ließ Sie festnehmen. Ihre Frau ist in Petersburg angekommen, und Sie können sich sehen.» Einige Tage nachher kam ein Wächter mich zum «Verwandtenbesuch» abholen. Früher wäre es mir undenkbar gewesen, daß ich diesen Moment erleben würde, ohne vor Freude einen Luftsprung zu machen, und nun ging ich dem Wächter ganz gleichgültig voraus, ohne jegliche Gemütsbewegung.

Das Besuchslokal war im Parterre gelegen. Mitten durch den langgestreckten Raum zog sich von einem Ende zum andern eine lückenlose Reihe ohne Abstand sich gegenüberstehender Kabinen: auf der einen Seite die für die Besucher, auf der andern für die Besuchten. Von etwas über Sitzhöhe an nach oben bestanden die Kabinenwände aus Rahmen mit engmaschigem Gittergeflecht, desgleichen die Türe, die offenstehen mußte. Aufseher lauerten auf jedes Wort und jede Bewegung innert den Kabinen.

Die Besuchszeit dauert 20 Minuten. Ich betrat die mir angewiesene Kabine und stellte mich an das dem Gitter vorspringende Gesims. «Absitzen, es ist nicht gestattet zu stehen!» hieß es. Sitzen aber konnte man, der Gesimseverschalung wegen, nur seitwärts zum Gitter. Zwischen dem Gitter der Arrestantenkabine und dem der Besucherkabine war zirka ein Meter Abstand, so daß man gehörig laut sprechen mußte, um einander zu verstehen, oder vielmehr, damit dem Aufpasser kein Wort entgehe.

Meine Frau fand mich ruhiger, als sie erwartet hatte. Von den beiden Telegrammen, die ich ihr am 18. Juli a. St. nach Gießbach gesandt, hatte sie das erste mit der Mahnung zu sofortiger Heimkehr nicht erhalten. Als das zweite mit dem Rat, bis auf weiteres in der

Schweiz zu bleiben, eintraf, faßte sie es als Antwort auf ihre telegraphische Anfrage auf, was sie tun solle, die ich nicht erhalten hatte. In Gießbach war allgemeiner fluchtartiger Aufbruch der Hotelgäste. Frau Spieß wollte keine Stunde länger bleiben. Meine Frau konnte sie bei dem Drunter und Drüber nicht allein ziehen lassen. Auf ihre Fragen, ob, wie und wann man nach Rußland zurückköinne, bekamen die beiden Frauen die verschiedensten Meinungen zu hören. In der Annahme, in Bern werde man am ehesten in der Lage sein, zuverlässige Auskunft zu geben, fuhren sie dahin. Aber auch dort wurden sie nicht klüger. Den sich widersprechenden Informationen war eines zu entnehmen, daß niemand Genaues wußte. Es hieß also einstweilen abwarten. Sie zogen nach Baden (Aargau) zu unsern lieben Freunden Eggspühler, die sie mit offenen Armen aufnahmen und alles aufboten, ihnen die Wartezeit so angenehm wie nur möglich zu gestalten. Die innere Unrast war aber zu groß. Es litt sie nicht an einem Ort, und nach acht oder zehn Tagen verließen sie trotz abraten und bitten das gastliche Haus, um nach Lausanne überzusiedeln. Dort logierten sie sich im Hotel und Pension Mercédes ein, welches mein Jugendfreund Toni Kupli führte, mit dem ich all die Jahre seiner beruflichen Tätigkeit in vier Weltteilen im Briefwechsel gestanden. Unter meinen Loster abgenommenen verschiedenen Briefen war einer auch an Kupli gerichtet gewesen. In Chailly s./Lausanne lebte seit seiner Pensionierung der französische Lehrer Emile Sandoz, von dem schon die Rede war, mit seiner Familie. Wir beide und unsere Familien waren von Moskau her eng befreundet. Sandoz war stets die Liebenswürdigkeit und Dienstfertigkeit selbst gewesen und es auch geblieben. Er war unermüdlich, sich in allen die Rückreise nach Rußland betreffenden Fragen Klarheit zu verschaffen, und sobald die Möglichkeit zur Reise vorhanden war, trieb er das nötige Reisegeld in Gold auf, so daß die beiden Frauen sich am 18. August n. St. auf die Reise begeben konnten; sie führte über Mailand nach Brindisi, von dort per Schiff über Korfu, Pirée, Konstantinopel, Konstanza nach Odessa und per Bahn weiter nach Moskau. Der Massenandrang nach verschiedenen Ländern Heimkehrender, bei allseitig erhöhter Inanspruchnahme der Transportmittel für militärische Zwecke, hatte starke Überfüllung der Züge und Schiffe zur Folge. Die Unsicherheit von Etappe zu Etappe, daß man bei Erreichung der nächsten von dort auch weiterkomme, ohne stecken zu

bleiben, die Minengefahr zur See, all dies machte die Reise ermüdend und ungemütlich. Das erste, was meine Frau in Moskau erfuhr, war, daß ich verhaftet sei. Trotz Zerschlagenseins von der langen, beschwerlichen Fahrt reiste sie am gleichen Abend weiter. Als sie am Morgen in Petersburg ankam und unsere Wohnung versiegelt fand, eilte sie zur Geheimpolizei, um Nachricht über mich zu bekommen und zu bitten, sie zu mir zu lassen. Man wies sie schroff ab. Sie solle sich an die Gendarmerieverwaltung wenden. Dort wurde sie von demselben Oberst Scherschoff verhört. Er war, im Gegensatz zur Geheimpolizei, freundlich, suchte sie zu beruhigen, sprach ihr Mut zu. Als sie benommen und vertattert auf die Frage nach Nennung von Freunden, die wir in der Schweiz hätten, die Antwort schuldig blieb, half er ihr selbst nach. Nach der Einvernahme äußerte Scherschow seine Zuversicht, daß die Sache einen für mich günstigen Verlauf nehmen werde und versprach, was von ihm abhänge, zu tun, um sie zu beschleunigen. Gegen die Freigabe unserer Wohnung hatte Scherschow nichts einzuwenden. Die Abnahme der Siegel war Sache der Polizei des Reviers, zu dem unsere Wohnung gehörte. Ihr Chef empfing meine Frau sehr freundlich. Gleich Scherschow suchte auch er, sie zu beruhigen. Die von ihm seiner Zeit dort vorgenommene Haussuchung habe nichts Belastendes ergeben und er glaube, die Sache werde ein gutes Ende nehmen.

Da sich die Entsiegelung verzögerte, konnte meine von alledem todmüde Frau die Wohnung erst nach zwölf Uhr der übernächsten Nacht betreten. Die folgenden Tage pochte sie an, wo sie glaubte, etwas zu meinen Gunsten zu erwirken. Sie war unter anderem beim Senator, dem früheren Minister für Volksaufklärung, Alexander Nicolaewitsch Schwarz, der wie auch seine Familie mit der Familie Spieß seit Jahr und Tag befreundet und mit dessen Töchtern meine Frau aufgewachsen war. Alle wiesen sie an unsere Gesandtschaft als der einzigen Stelle, die berufen sei, etwas Zweckdienliches zu unternehmen. Mehr als einmal sprach sie bei der Gesandtschaft vor und kam zur Einsicht, daß von dieser Seite nichts Ersprießliches zu erwarten sei. Man sagte ihr dort (der Gesandte Mr. Odier selbst war um diese Zeit noch im Ausland), die Gesandtschaft hätte sich der Sache angenommen und da und dort Schritte getan, jedoch ohne Erfolg. Es sei ihr zu verstehen gegeben worden, es handle sich um eine unlautere Affäre, der man besser fern bleibe. Vom Stand der Angelegenheit hatte die Gesandtschaft

keine Ahnung. Sie wußte nicht einmal, daß die Ochrana mich der Gendarmerie überwiesen hatte. Als sie es von meiner Frau erfuhr, meinte einer der Herren: «Gut, daß Sie es uns sagen, wir hatten seine Spur verloren.»

Scherschow hatte meiner Frau gestattet, mich zweimal wöchentlich an den festgesetzten Besuchstagen zu sehen. Am Schlusse unserer ersten Unterredung hatte mir meine Frau noch mitgeteilt, sie habe soeben Weisung erhalten, sich von hier weg in die Gendarmerieverwaltung zu begeben. Am folgenden Besuchstage werde sie nicht erscheinen, sie fahre nach Moskau, die Kinder abzuholen. Aber auch am übernächsten kam sie nicht. Aufs neue bemächtigte sich meiner Unruhe. Ich konnte mir ihr Fernbleiben nicht anders erklären, als daß sie nach dem zweiten Verhör nun doch verhaftet worden sei. Dem war aber nicht so. Im Zusammenhang mit der Änderung der Tage war für die «politischen» ein Besuchstag ausgefallen; niemand hielt es für angezeigt, diese hievon zu verständigen.

Meine Sache schien trotz der in Aussicht gestellten Förderung eingeschlafen zu sein. Oder sollte die Untersuchung wirklich ernst damit machen, alle meine Angaben, die sich über einen Zeitraum von 25 Jahren erstreckten, nachzuprüfen? Umständlich unter normalen Verhältnissen, würde in diesem Fall jetzt zur Kriegszeit kein Ende abzusehen sein. Die Aussicht, weiß Gott wie lange auf das Ergebnis warten zu müssen, machte mich mit jedem Tag nervöser. Meine Frau bestürmte die Gendarmerieverwaltung mit Bitten um Beschleunigung, und auf meinen Gesundheitszustand hinweisend, bat sie, mir ärztliche Hilfe zukommenzulassen. Der Gefängnisarzt untersuchte mich. Die Medikamente, die er verordnete, wanderten unberührt sofort ins Spülklosett. Ich wollte nicht kuriert werden, ich rechnete mit der Möglichkeit, daß der krankhafte Zustand vielleicht doch etwelchen Einfluß auf das Tempo der Untersuchung haben könnte. Die Nachrichten, welche meine Frau aus der Gendarmerie brachte, lauteten: die Antwort auf die Erkundigungen, die man im Ausland über die Personen einziehe, an welche die Loster abgenommenen Briefe adressiert waren, stehe noch aus. Sobald dieselbe eintreffe, hoffe man, die Akten schließen zu können.

Eines Abends, wenige Stunden nach dem Besuch meiner Frau, bei welchem sie mir nichts Neues zu berichten hatte, wurde ich aus der

Zelle abgeholt und in die Kanzlei geführt. Dort kam mir Oberst Scherschow entgegen mit den Worten: «Piotr Pawlowitsch, ich habe das Vergnügen, Ihnen mitzuteilen, daß wir Sie nach Hause lassen.» – «Es ist aber auch Zeit, wahrhaftig», antwortete ich, «heute sind es 51 Tage, daß ich in Einzelhaft bin.» – Er erwiderte: «Oh, das ist sehr schnell gegangen, andere sitzen 1, 2 Jahre und noch länger. Ich habe Ihrer Frau versprochen, die Sache so schnell wie möglich zu betreiben und habe Wort gehalten. Sie dürfen mit mir zufrieden sein.» Dann stellte er mich einem andern Offizier vor, mit den Worten: «Das hier ist der Schweizerbürger Peter Balzer; glauben Sie nicht etwa, daß wir etwas gegen ihn hätten. Wir hatten ihn nur zu uns gebeten, um ihm Gelegenheit zu geben, sich mit den russischen Gefängnisverhältnissen bekannt zu machen.» Das war ein schlechter Witz, aber sicher nicht bös gemeint. Ich sagte zu Scherschow: «Morgen schon werde ich zum Stadthauptmann Fürsten Obolensky gehen und verlangen, daß die Zeitungen, welche berichtet hatten, ich sei als Spion verhaftet worden, die Sache richtig stellen und erklären, daß ich schuldlos verhaftet worden war.» Darauf ermahnte mich Scherschow: «Nur nicht so hitzig; Ihre Angelegenheit ist noch nicht erledigt. Wir geben Sie nur provisorisch frei und werden Sie bis auf weiteres unter polizeilicher Aufsicht behalten. Möglich auch, daß wir Sie neuerdings fassen müssen.» Das war nun weniger angenehm zu hören. Dann fuhr er fort: «Morgen gehen Sie auf die Bank, Ihre Freunde zu begrüßen, und dann kommen Sie zu mir in die Gendarmerieverwaltung. Dort werde ich Ihnen das Weitere mitteilen.»

In die Zelle kam ich nicht mehr zurück. Meine Sachen wurden gebracht. Ich packte sie in ein Bündel und fuhr nach Hause. Groß war die Freude der Meinigen, als ich so plötzlich und unerwartet auftauchte. Am andern Morgen ging ich in die Bank und wurde dort von allen aufs herzlichste willkommen geheißen. Ein Kollege, M. Paul Berthier, Franzose, feierte meine Rückkehr mit einem Gedicht. Solo weitschik umarmte und küßte mich. Von sofortiger Wiederaufnahme der Arbeit wollte er nichts hören und bestand darauf, daß ich zur Erholung in Urlaub gehe. Der Vizepräsident unseres Verwaltungsrates, M. Maurice Verstraete, ein Franzose, beglückwünschte mich und versicherte, niemand in der Bank habe je an meiner Unschuld gezweifelt. Er erging sich in scharfen Worten über unsere Gesandtschaft, nannte

deren Verhalten erbärmlich. Es habe auf alle, die davon erfahren, den denkbar schlechtesten Eindruck gemacht. Die Angehörigen des letzten Balkanstaates würden durch ihre Vertretung besser geschützt als wir Schweizer durch unsere Petersburger Gesandtschaft. Ich solle nicht unterlassen, die Rolle, welche sie in meiner Sache gespielt, Bern zur Kenntnis zu bringen.

In der Gendarmerieverwaltung retournierte mir Scherschow den Betrag, den ich Loster für meine Frau übergeben hatte, einen Haufen Briefe, welche die Polizei bei der Haussuchung mitgenommen, ferner einen auf mir vorgefundenen Postavis über ein Päckchen aus Wilna, das ich der Verhaftung wegen nicht mehr hatte abholen können. Ich fragte ihn, ob es von seiten eines Untersuchungsrichters nicht etwas unvorsichtig sei, mir, einem der Spionage Verdächtigten, ein Päckchen ausliefern zu lassen, ohne seinen Inhalt zu kennen? Es könnte immerhin sein, daß es etwas Belastendes enthalte. Scherschow meinte: «Da haben Sie eigentlich recht, aber Sie können mir ja nach Empfang sagen, was drin war.»

Die 700 Fr., welche ich am 16. Juli a. St. per Post meiner Frau überwiesen hatte, waren seinerzeit von der Grenze zurückgekommen und ihr bereits ausgeliefert worden. Scherschow teilte mir mit, daß ich ohne vorherige Bewilligung eigentlich Petersburg nicht verlassen dürfte, jedenfalls aber müsse ich ihn rechtzeitig wissen lassen, wohin, mit genauer Adresse, wann und auf wie lange ich verreise. Ich äußerte den Wunsch, für acht Tage nach Moskau zu gehen, und er willigte sofort ein.

Von Scherschow begab ich mich zur Gesandtschaft. Davon, daß ich aus der Haft entlassen, hatte ich sie sofort telephonisch unterrichtet. M. Odier war inzwischen aus dem Ausland zurückgekehrt. Ich beklagte mich ihm und den übrigen Herren gegenüber bitter, daß die Gesandtschaft, nicht genug, daß sie selbst zu meinen Gunsten nichts unternommen, einen Nichtschweizer, der sie auf die Gefahr aufmerksam machte, in der ich schwebte und zur Intervention aufforderte, sogar gewarnt hatte, sich für mich einzusetzen, dazu noch unter dem Hinweis, die Sache scheine keine lautere zu sein. Das sei eine Schande. Blamiert habe sich die Gesandtschaft vor allen, die davon erfahren hätten. Angesichts meiner Heftigkeit zog sich M. Odier zurück. Nachdem ich meinem Unwillen Luft gemacht hatte, bedauerte ich die Form,

in der es geschehen war. Ich wollte mich ihretwegen bei M. Odier entschuldigen und bat Herrn Furrer, mir demnächst eine Audienz zu verschaffen. Er fand, es bedürfe dessen nicht. Nach dem, was ich durchgemacht, sei meine Verfassung begreiflich, überdies habe man mich aufgehetzt. M. Odier werde mir bestimmt nichts nachtragen. Wenn ich gleichwohl auf einer Audienz bestehe, solle ich nach Rückkehr aus Moskau gelegentlich vorbeikommen. Herr Furrer versicherte mich, die Gesandtschaft habe sich für mich verwendet, aber leider nichts ausrichten können. Sie sei auf taube Ohren gestoßen, man habe sie einfach ignoriert. Überhaupt habe für uns Schweizer ein sehr ungünstiger Wind geweht; die russische Presse sei schlecht auf die Schweiz zu sprechen gewesen.

Während meines achttägigen Aufenthaltes in Moskau fiel es den Meinigen auf, daß ein Unbekannter mir wie mein Schatten auf Schritt und Tritt folgte. Ich selbst hatte es bis dahin nicht beachtet. Dieser «Schutzengel» verließ mich erst, als der Zug, mit dem ich zurückfuhr, sich in Bewegung gesetzt hatte. Nach der Rückkehr brachte ich bei M. Odier die Angelegenheit in Ordnung. Einige Zeit, nachdem ich wieder auf meinem Posten war, teilte man mir in der Bank mit, ich sei per Telephon gebeten worden, in eine näher bezeichnete Wohnung zu kommen, einen Brief entgegenzunehmen, den ein russischer Offizier für mich aus dem Ausland mitgebracht habe. Gebrannte Kinder fürchten das Feuer. Anstatt dorthin, ging ich zu Scherschow und machte ihm von der Aufforderung Mitteilung. Er wurde nachdenklich und sagte: «Sie haben gut daran getan, nicht hinzugehen. Kennen Sie jemanden, der die Absicht haben könnte, Sie zu verderben?» Als ich das verneinte, bemerkte er so vor sich hin: «Diese Art vorzugehen, habe ich nie gebilligt.» Ich schloß daraus, daß er es für möglich hielt, die Ochrana wolle mich noch nachträglich in eine Falle locken. Dem war aber nicht so. Als man wieder telephonierte, bat ich, mir den Brief per Post zuzusenden. Es war ein Brief unserer Freunde Eggspühler-Diebold, Baden, den abzuschicken sie durch Vermittlung Dritter Gelegenheit fanden. Scherschow sagte mir einst, der älteste Dwornik Klimow habe für seine falsche Eintragung im Hausbuch, die für mich eine so fatale Wirkung gehabt hatte, seinen Teil abbekommen. Er habe ihn deswegen gehörig hergenommen. Klimow seinerseits rächte sich später, als 1917 die Revolution in Petersburg ausbrach, dafür wieder an uns.

Am 30. Dezember 1914, als ich vom Dienst nach Hause kam, fand ich die Aufforderung vor, gleichen Abends noch auf der Revierpolizei zu erscheinen. In welcher Angelegenheit, war nicht gesagt. «Geht's also von neuem los», dachte ich, «warum aber bestellt und holt man mich dann nicht einfach ab?» Für alle Fälle aß ich noch gut zunächt, bevor ich mich auf den Weg machte. Auf der Polizei entnahm der Chef einem Fach mit der Aufschrift ssekretnia djela (Geheimsachen) ein Schriftstück und reichte es mir zur Einsichtnahme. Darin war gesagt, das Verfahren gegen mich sei wegen ungenügender Beweise eingestellt und ich von jetzt an der besondern Aufsicht der Polizei mit ihren Auswirkungen enthoben. Somit war die Sache für mich endgültig erledigt.

Über das Schicksal von Herrn Loster habe ich in Rußland nichts vernommen. Während ich noch in Haft war, hatte sich meine Frau bei einem Besuch in der Gendarmerieverwaltung nach ihm erkundigt. Oberst Scherschow antwortete ihr, man habe bei ihm nichts vorgefunden, er habe Zeit gehabt, alles weiterzugeben. Spätere Nachforschungen beim Bundeskanzleramt in Wien ergaben, daß Hauptmann Anton Loster im Februar 1915 freigelassen wurde und mit seiner Gattin nach Wien zurückkehrte, wo er sich dem damaligen K. und K. Kriegsministerium zur Verfügung stellte.

Ob Wlassow noch am Leben, ist mir nicht bekannt. Zur Zeit, als ich aus der Haft entlassen wurde, befand er sich im Gebiet der Donkosaken, um sich dort für den Krieg beritten zu machen. Nach seiner Rückkehr sah ich ihn nur kurz vor seinem Abgang an die Front. Von Freunden erfuhr ich nachträglich, daß er sich bei einem früheren Regimentskameraden, der einen wichtigen Posten in der Gendarmerie bekleidete, warm für mich verwendet hatte. Ein zweites Mal sah ich ihn, als er in seinem Rang als «Pochodny Essaul Pochodnowo Atamana» (Feldhauptmann des Heerführers der Kosaken) des Großfürsten Boris Vladimirowitsch dienstlich nach Petersburg kam. Zum letztenmal traf ich ihn im Herbst 1919 als General der Freiwilligen Armee zufällig in Jalta (am Schwarzen Meer) auf der Straße. Alle meine späteren Bemühungen, von hier aus etwas über sein weiteres Schicksal zu erfahren, blieben ohne Erfolg.